

Das bringt's

Konrad Eißler

Christliches Verlagshaus GmbH Stuttgart, 1992, 3. Aufl.

© Neu bearbeitet und herausgegeben von Thomas Karker, Bremen
1/2018

Inhaltsverzeichnis

Seite

BRINGT'S DAS?

- | | | |
|----|-------------------------------|---|
| 1. | <i>Der Bilderfreund</i> | 4 |
| 2. | <i>Götzenbilder</i> | 7 |

LEBEN JA – ABER WOHER?

- | | | |
|-----|--|----|
| 3. | <i>Die Chance zum Leben</i> | 9 |
| 4. | <i>Ihm ins Netz!</i> | 12 |
| 5. | <i>Esel oder Fisch?</i> | 14 |
| 6. | <i>Ich habe ihn</i> | 15 |
| 7. | <i>Schlag ein!</i> | 16 |
| 8. | <i>Laufe mit!</i> | 17 |
| 9. | <i>Kennen Sie Gott?</i> | 18 |
| 10. | <i>Halt mal an</i> | 20 |
| 11. | <i>Wach auf und überlege</i> | 22 |
| 12. | <i>Bist du angenommen?</i> | 25 |
| 13. | <i>Ein Mann unter der bewahrenden Hand</i> | 28 |
| 14. | <i>Das ist Spitze</i> | 29 |
| 15. | <i>Jesus gehören, das bringt's</i> | 32 |

LEBEN JA – ABER WOFÜR?

- | | | |
|-----|--|----|
| 16. | <i>Tabitha</i> | 34 |
| 17. | <i>So blickst Du's</i> | 35 |
| 18. | <i>Leben mit Bugwelle</i> | 38 |
| 19. | <i>Bürgerschaft im Himmel</i> | 41 |
| 20. | <i>Mensch, bedenk die Ewigkeit</i> | 42 |

LEBEN JA – ABER WIE?

- | | | |
|-----|-----------------------------------|----|
| 21. | <i>Leben ja – aber wie?</i> | 43 |
| 22. | <i>Atemholen</i> | 46 |

| | |
|--|----|
| 23. <i>Bibellesen</i> | 47 |
| 24. <i>Proviand für unterwegs</i> | 50 |
| 25. <i>Geisterfahrer oder Geistfahrer?</i> | 51 |
| 26. <i>Beten – wie macht man das?</i> | 53 |
| 27. <i>Beten wir doch!</i> | 56 |
| 28. <i>Glauben und Zeugnis</i> | 57 |
| 29. <i>Füße, Augen und Hände wie David</i> | 58 |
| 30. <i>Wie Friede gestiftet wird</i> | 61 |
| 31. <i>Umgang mit der Angst</i> | 63 |
| 32. <i>Zum Aufruf kommt der Fall</i> | 67 |

DAS BRINGT'S!

Von Weihnachten her:

| | |
|--|----|
| 33. <i>Geh an die richtige Straße</i> | 70 |
| 34. <i>Wer hat Hausrecht in meinem Lebenshaus?</i> | 73 |
| 35. <i>Sie kamen eilend</i> | 75 |

Von Passion, Ostern und Pfingsten her:

| | |
|---|----|
| 36. <i>Ich schäme mich</i> | 77 |
| 37. <i>Hier scheiden sich die Geister</i> | 79 |
| 38. <i>Nun aber</i> | 80 |
| 39. <i>Anblasen</i> | 82 |
| 40. <i>Narkotisiert oder inspiriert</i> | 83 |

BRINGT'S DAS?

I.

Der Bilderfreund.

Es gibt Naturfreunde. Sie verzichten auf einen Schirm, solange sich das Himmelszelt über ihnen spannt, und sie vermissen keinen Stuhl, solange sie festen Boden unter den Füßen haben. Berge und Täler, Wälder und Felder sind ihr Revier.

Dann gibt es Blumenfreunde. Die marschieren nicht wie das Rindvieh durch die Blütenwiese und grasen ab, sondern legen sich vor jedes Gänseblümchen und knipsen los. Rosen und Astern, Veilchen und Sonnenblumen, Nelken und Stinkende Hoffart sind ihr Entzücken.

Und es gibt Tierfreunde. Die kommen nicht nur auf den Hund, sondern leben auch für die Katz. Pferde und Esel, Hase und Igel, Meerschweine und Papageien sind ihre Freunde.

Nun gibt es aber nicht nur Natur-, Blumen- und Tierfreunde, sondern auch Menschenfreunde. Die wollen nicht alleine leben. Sie suchen das menschliche Gegenüber. Ihre Liebe gehört dem Du.

Ich traf einen Künstler. Er schafft Menschenbilder. Sein ganzes Können legt er hinein. Er malt Portraits. Seine Liebe zum Detail ist unübersehbar. Er gibt ihnen einen Rahmen. Seine Absicht ist damit unterstrichen. Er stellt sie an einen ganz besonderen Platz. Seine Bilder wollen die Umgebung verändern. Wertvolle Originale, die unverkäuflich sind, kommen aus der Hand dieses Menschenfreunds.

Hast du gewusst, dass Gott Menschenfreund ist? Sicher ist er auch Naturfreund. Unser grüner Planet ist sein Revier. Sicher ist Gott auch Blumenfreund. Unser botanischer Garten ist sein Entzücken. Unser Gott ist Tierfreund. Vom Walfisch bis zum Marienkäfer ist alles vorhanden. Die ganze Menagerie zählt zu seiner Freundschaft.

Aber Gott ist vor allem Menschenfreund. Er will nicht alleine leben wie Buddha. Er will nicht alleine schweben wie Hindugötzen. Er will nicht alleine thronen wie Zeus auf dem Olymp. Unser Gott sucht das menschliche Gegenüber. Ihm ist am Menschen gelegen. Seine Liebe gehört dem Du. Deshalb ließ er es mit einem Weinberg, einem Rosengarten und einem Zoo nicht bewenden, sondern gesellte den Menschen hinzu. Mit dem sechsten Tagewerk setzt er seiner Schöpfung die Krone auf. Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde. Wer also im Bilde sein will über sich, der schaue nicht nur auf den Bildschirm oder in die Bild-Zeitung, sondern reflektiere diese dreiteilige Bildgeschichte der Bibel.

1. Gott schaffte Bilder.

Mannsbilder und Weibsbilder. Sein ganzes Können legte er hinein. Da mag man lange über die Abstammung des Menschen philosophieren, da kann man sogar den Affen als seinen Großvater und die Kaulquappe als seine Ururgroßmutter erklären, – wir alle stammen aus Gottes Atelier. Und er ist kein Sonntagsmaler, der Laienhaftes auf den Markt bringt. Er ist kein Dilettant, der Kitsch produziert. An uns ist seine Größe ablesbar. Er schafft Porträts. Seine Liebe zum Detail ist unübersehbar.

Der Psalmist damals hat es kapiert: „Ich danke dir, dass ich wunderbar bereitet bin, wunderbar sind deine Werke, und meine Seele erkennt das wohl. Meine Knöchlein waren dir nicht verborgen.“ (Psalm 139). Kein Bild ist wie das andere. Autos kommen vom Fließband, Anzüge von der Stange, Fahrkarten vom Automaten, dich und mich gibt es nur als einmalige Ausgabe. Gott kennt keine Kopien.

Auch wenn du dich im Spiegel nicht mehr sehen kannst, du bist eine Handarbeit Gottes. Auch wenn du dir wertlos vorkommst, du bist ein wertvolles Exemplar. Auch wenn deine Eltern dich nicht gewollt haben, du bist von Gott gewollt und ein unersetzliches Porträt.

Dann gibt er einen Rahmen: Du sollst den Feiertag halten, du sollst Vater und Mutter ehren, du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen. Die Zehn Gebote sind die Rahmenordnung unseres Lebens. Ohne sie verlieren wir den Wert und setzen uns der Gefahr aus, als Gruscht oder Sperrgut auf dem Flohmarkt des Lebens verhökert zu werden.

Und Gott stellt jeden an einen besonderen Platz. Der eine steht in der Schule, der andere an der Fräsmaschine, der dritte am Krankenbett und der vierte im Büro. Oft genug macht uns unser Standplatz zu schaffen, und wir wünschen uns eine Veränderung. Er aber will, dass du ja sagst zur Platzanweisung deines Lebens und dort anfängst, deine Umgebung in seinem Sinne zu verändern. Wo Gott uns hinstellt, dort haben wir die richtige Stellung, auch wenn sie nur mit BAT 9 eingestuft ist. Wir alle sind wertvolle Originale, die aus der Hand dieses Menschenfreunds kommen und die er sich nicht abkaufen lässt.

➤ Gott schaffte Bilder, aber, und das ist das zweite: Wir haben es geschafft, Zerrbilder daraus zu machen.

Mannsbilder und Weibsbilder bilden sich auf einmal etwas ein. Das Menschengeschlecht wurde eingebildet. Niemand wollte mehr Abbild von Gottes Macht, sondern Spiegelbild seiner eigenen Größe sein. Groß herauskommen, das wollen wir doch auch. Eine gute Figur abgeben, das ist unser heimlicher Wunsch. Ein beneidenswerter Typ werden, das steckt uns tief in den Knochen. Das Recht auf Selbstverwirklichung wird uns eingehämmert: Du musst etwas aus dir machen! Nach ehrgeizigen Plänen bauen wir uns auf oder lassen uns aufbauen. Immer größer wollen wir werden und andere überragen. Deshalb tragen wir den Kopf hoch. Topleute müssen wir sein, Stars, die von den Litfasssäulen lächeln. Wer ganz oben ist, ist Spitze. Natürlich darf dabei mit Ellenbogen gearbeitet werden.

Wo gehobelt wird, fallen Späne. Wo man sich selbst ins Bild setzt, müssen andere Bilder versetzt werden oder gar weichen. Mit 14 ist einem das Vaterbild und das Mutterbild und das Lehrerbild im Weg: Was wollen schon diese autoritären Typen? Mit 18 kämpft man gegen verschiedene Feindbilder: Weg mit den frommen Systemerhaltern! Raus mit

den reaktionären Kräften! Später geht es je nach politischer Überzeugung gegen die Roten oder die Schwarzen, gegen die Weißen oder die Gelben. Bilderstürmer gab es nicht nur in der Reformationszeit. Heute stechen wir skrupellos auf andere, um uns ins rechte Licht und groß in Szene zu setzen.

Und dabei merken wir gar nicht, dass wir schon längst aus dem Rahmen gefallen sind und das Bild Gottes zu einem Zerrbild gemacht haben. Gottfried Benn hat es richtig gesehen, wenn er es so beschrieb, und Rolf Hochhuth hat diese Beschreibung in seinem „Stellvertreter“ aufgenommen: „Die Krone der Schöpfung, der Mensch, das Schwein.“

Aber damit ist die Bildgeschichte nicht zu Ende. Gott sei Dank gibt es eine Fortsetzung. Das Stechen und Schlagen und Verletzen ist nicht das Letzte. Wider Erwarten und gegen jede Logik setzte Gott noch einmal an. Er riss sich seinen einzigen Sohn vom Herzen.

Im Bretterstall von Bethlehem ist er geboren, und in der Zimmermannswerkstatt von Nazareth ist er aufgewachsen. Das ist das dritte.

2. Jesus ließ sich als Ebenbild schaffen.

Mannsbilder und Weibsbilder aber fragten skeptisch: „Was kann von Nazareth Gutes kommen?“ Sie hatten ein völlig anderes Messiasbild. Er deckte ihre Erwartungen nicht ab. Er störte ihre Kreise. Er verunsicherte ihre Überzeugung. Deshalb stachen sie mit Dornen auf ihn ein, bis das Blut aus dem Schädel tropfte. Deshalb schlugen sie mit Hämmern seine Hände fest, bis sie am Schandholz steif wurden. Deshalb verletzten sie mit Speeren seine Hüfte, bis die grausame Exekution beendet war.

Sie haben Jesus geschafft, aber Gott schaffte daraus etwas ganz anderes. Aus diesem Jammer- und Elendsbild wurde das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, so in Kolosser 1,15. In diesem Erschöpften will der Schöpfer wiedererkannt werden. Mehr, hinter diesem Erschöpften will er seine Geschöpfe wiedersehen. Christus also unser Vorbild, der Liebe übte inmitten einer Welt des Hasses und sich für andere verblutete. „Ein Vorbild habe ich euch gegeben, dass ihr tut, wie ich euch getan habe.“



Christus also unser Leitbild, der weiß, wo es langgeht, auch wenn das Labyrinth unserer Tage verwirrend wird. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater als durch mich.“

Christus also unser Zielbild, der die Tür zum Vaterhaus kennt. „Ich bin die Tür, wenn jemand durch mich einget, der wird gerettet werden.“

Christus also unser Gleichbild, der unsere schmutzigen Schandflecken abdeckt und uns entzerrt.

Jesus Christus, das Ebenbild Gottes. Am Kreuz hängt es so hoch, dass jeder es sehen kann. Keiner muss ein Zerrbild bleiben.

II.

Götzenbilder.

Stell dir einmal vor: ein Hamburger in New York. Was sieht er? Wolkenkratzer natürlich. Das Empire-State-Building in Manhattan, das zum Wahrzeichen dieser Betonwüste geworden ist. Den Woolworth-Skyscraper in Downtown New York, der die Achse eines riesigen Geschäftsimperiums bildet. Den UNO-Glaspalast am East-River, der zu einer internationalen Schwätzbude verkommt. Der Hamburger in New York sieht Wolkenkratzer und freut sich.

Oder ein Stuttgarter in Hamburg. Was sieht er? Schiffe natürlich. Ruderboote auf der Binnenalster, die die Flachlandtiroler und Landpomeranzen übers Wasser schaukeln. Bananendampfer in den Hafengebäuden, die das afrikanische Affenfutter an Land hieven. Lastkähne auf dem Eibstrom, die über alle Toppen geflaggt mit ihren Tuckermotoren die Umwelt verschmutzen. Der Stuttgarter in Hamburg sieht Schiffe und begeistert sich.

Und ein Heidenheimer oder Besigheimer oder Rutesheimer in Stuttgart. Was sieht er? Lokale natürlich. Den Mac Donald in der Königstraße, der neben Big-Mac und Doppel-Mac und Fisch-Mac viel „häck-mäck“ anbietet. Den Ochsenstall in der Schulstraße, der mit seinen Ochsen alle Seppen und Deppen sattmacht. Den Ratskeller im Rathaus, wo die Gemeinderäte in Keller fahren und guter Rat plus Salat teuer ist. Der Heiden-Besig-Rutesheimer in Stuttgart sieht Lokale und amüsiert sich.

Aber nun geht es nicht um Hamburger in New York, um Stuttgarter in Hamburg, um Hinterwäldler in Stuttgart, sondern um Jerusalemer in Athen, genauer um Paulus in Athen. Was sieht er?

Wolkenkratzer gibt es nicht. Schiffe verkehren nicht. Lokale interessieren nicht. Paulus sieht Bilder, unendlich viele Bilder, Bilder ohne Zahl. Auf seinem Bummel durch die City entdeckt er zuerst **Mannsbilder**, herrliche Mannsbilder, aus Holz geschnitzt oder in Stein gehauen. Achill zum Beispiel, der tapferste Held vor Troja, den seine Mutter unbesiegbar machen wollte, indem sie ihn mit Ambrosia gesalbt in ein Feuer hielt. Oder Herkules, der starke Heros aus Theben, der den Nemeischen Löwen in den Schwitzkasten genommen und ihm die Luft abgestellt hat. Oder Leonidas, der König von Sparta, der gegen die wahnsinnige Übermacht die Thermophylen verteidigte. Dem Paulus musste doch die Spucke wegbleiben. Mannsbilder sind das, die man nur anstaunen kann.

Dann entdeckt er **Weibsbilder**, sagenhafte Weibsbilder, aus Gold gegossen und in Erz getrieben. Pallas Athene zum Beispiel, die altgriechische Emanze vom Götterberg, die vor der Schlacht müde Männer munter machte. Oder Eris, die bewunderte Furie bei jedem Streit, die den Zankapfel unter die Hochzeitsgäste geschleudert hat. Oder Aphrodite, die Schaumgeborene aus dem Meer, die jedes Liebes- und Lasterleben schützt. Dem Paulus musste doch der Puls auf 350 gehen. Weibsbilder sind das, die man nur anhimmeln kann.

Dann entdeckte er noch **Kunstabilder**, phantastische Kunstbilder, in Marmor geschlagen oder in Öl gemalt. Die Pinakothek mit ihren Gemälden, die Propyläen mit ihren

Säulen, den Parthenon mit seinen Skulpturen. Dem Paulus musste das doch die Sprache verschlagen. Kunstbilder sind das, die man nur anschwärmen kann.

Aber Paulus, und das ist das Bemerkenswerte, freut sich nicht. Er begeistert sich nicht. Er amüsiert sich nicht. Angesichts der Bilder entsetzt er sich. Paulus „ergrimmte im Geist“, übersetzt Luther. Paulus hat eine Wut im Bauch. Paulus ist stinksauer. Warum eigentlich? Ist er ein Neidhammel, der angesichts seines schwachen Bizeps andern die Kraft und den Pfeffer nicht gönnt? Ist er ein Frauenfeind, der nur das hohe Lied des Junggesellen jodelt? Ist er ein Kulturbanause, der vor jedem Kunstwerk wie die Kuh im Louvre steht? Nichts von alledem. Paulus entsetzt sich, weil Mannsbilder und Weibsbilder und Kunstbilder, weil alle Menschenbilder zu Götzenbildern werden können. Er sieht es doch mit eigenen Augen, wie sie drunten auf der Agora und droben auf der Akropolis ihre Bilder nicht nur anstauen oder anhimmeln oder anschwärmen, sondern sie anbeten. Achill, das ist ihr Gott! Pallas Athene, das ist ihre Göttin! Die Pinakothek, das ist ihr Götterhaus! Immer, wenn vor Menschenbildern gekniet wird, ist höchste Gefahr im Verzug.

Nun staunen wir zwar keinen Leonidas mehr an, aber bestimmt ein anderes As und seine Kraft. Welches Poster hast du über dein Bett oder deinen Schreibtisch geklebt? Nun himmeln wir zwar keine Athene mehr an, aber bestimmt eine andere Lene. Welche Fotos trägst du in deinem Geldbeutel oder in deinem Herzen? Nun schwärmen wir zwar in keiner Pinakothek mehr, aber bestimmt in einer Diskothek mit ihrer Musik. Welche Disco macht bei dir was los?

Lass dich einmal ganz persönlich und direkt fragen: Wen magst du am liebsten? Wen liebst du am meisten? Wen betest du an? Wo dein Herz hängt, dort ist dein Gott. Müsste Paulus nicht noch einmal im Geist ergrimmen: Was fällt euch ein? Gott, der Herr, ist absolut. Müsste Paulus nicht noch einmal eine Wut im Bauch bekommen: Was denkt ihr euch? Gott ist exklusiv. Müsste Paulus nicht noch einmal stinksauer werden: Was kommt euch da in den Sinn? Gott, der Herr, ist intolerant. Seit den Tagen am Sinai ist dieser Gott kompromisslos in der Bewahrung seiner Ausschließlichkeit. Er hat dem Menschen das Leben eingehaucht. Er hat seinen Sohn für ihn geopfert. Er hat ihm eine helle Zukunft in Aussicht gestellt. Deshalb kann er sagen: „Ich bin der Herr dein Gott, und du sollst keine anderen Götter neben mir haben.“

Du magst einen Zweitwagen fahren, weil dein Vater seine Karre nicht gern aus der Hand gibt. Du magst eine Zweitausbildung machen, weil du mit dem Gelernten keinen Job gefunden hast. Du magst eine Zweitfrisur tragen, weil der Kopf durch die Haare gewachsen ist. Einen Zweitgott oder Drittgott oder Zehntgott gibt es nicht. Alles, was dir lieber wird als die Liebe zu Gott, lass lieber bleiben. Denke daran, und dann sage ich dir: Nichts soll mir werden lieber auf Erden als du, der liebste Jesus mein.

LEBEN JA – ABER WOHER?

III.

Die Chance zum Leben.

Kommt her zu mir! So ruft Jesus. Er geht damit Leuten auf den Wecker. Man will diesen Ruf nicht hören. Die Kirche soll doch beruhigen, nicht rufen! Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!

Aber Jesus ist nicht ruhig, weil ihn die Lage der Leute beunruhigt. Niemand darf ruhig sein, der um diesen Ruf weiß. Gemütlicher wäre es daheim, friedlicher im eigenen Vorgarten, ruhiger in der netten Nachbarschaft. Aber vom Schaukelstuhl aus ist eben keine Rettungsaktion möglich. Religiös lackierte Gartenzwerge sind unnütz. Gottes Ruf lässt sich nicht mit einer netten Plauderei über den Lattenzaun hinweg erledigen. Mag Ruhe die erste Bürgerpflicht sein, die erste Christenpflicht ist sie nicht.

Kommt her zu mir! So ruft Jesus. Ihr Mühseligen, kommt! Ihr Beladenen, kommt! Ihr Gebeutelten, kommt! Ihr Kaputten, kommt! Ihr alle, kommt her zu mir! Ist das nicht die Chance zum Leben?

Doch, eine echte Chance, weil er sagt: Ladet ab! Stellt euch einen Jahrmarkt vor: Buden, Stände, Tische, Wagen. Aber nicht nur Teppiche und Spielmobils und Lose werden gehandelt, sondern auch Menschen, richtige Menschen. Also ein Sklavenmarkt des letzten Jahrhunderts. Hier stehen sie unter der sengenden Sonne. Hier leiden sie unter den eisernen Jochstangen. Hier zerren sie an den rostigen Ketten. Hier warten sie auf einen Käufer oder den Tod.

Dann kommt einer auf den Platz. Einer, der stehenbleibt, der verhandelt, der seinen Lederbeutel zückt, der Geldnoten herauskramt, der sagt: Lade ab! Komm her! Sei mein Eigentum! Riesiger Jubel über einem Leben, das durch diese Chance neu lebenswert geworden ist!

Diese Ärmsten sind wir. Wir sind nicht Herren der Welt, sondern Sklaven der Sünde. Wir sind nicht Käufer, sondern Verkaufte. Wir sind die Unterjochten und tragen unser Joch: kein Studienplatz. Krach mit den Eltern, Einsamkeit trotz Disco, Alkohol, Nikotin. Wir haben die Last auf dem Hals. Dann kommt Jesus. Er bleibt stehen, er verhandelt, er bezahlt; nicht nur mit ein paar Geldnoten, sondern mit seinem eigenen Leben.

Er kann es sagen: Leg ab! Deine Probleme, deine Schwierigkeiten, deine Verzweiflung, leg alles ab! Du Angebundener, du Geketteter, du Lastträger, komm her! Sei mein Eigentum! Welche Freude könnte bei dir aufbrechen? Welche Befreiung könnte passieren! Welcher Jubel könnte über deinem Leben liegen?



Doch, eine klare Chance, weil er sagt: Nehmt auf! Stellt euch einen Jahrmarkt vor: Buden, Stände, Tische, Wagen. Alles wird gehandelt, sogar Joche, richtige Joche. Also ein Viehmarkt alter Zeiten. Heute sind Joche durch ledernes Geschirr ersetzt worden, das dem Ochsen um den Hals gelegt wird. Damals wurden sie aus Holz hergestellt. Man nahm den Tieren Maß und fertigte sie fachgerecht an. Man gab sich alle Mühe, damit es gut saß und nicht

scheuerte. Nur mit dem richtigen Joch lässt sich richtig arbeiten.

Und dann kommt einer auf den Markt, von dem die Legende berichtet, dass er als Zimmermannssohn von Nazareth die besten Joche in ganz Galiläa hergestellt haben soll, dass über seiner Werkstatt das Firmenschild gehangen habe: Gutsitzende Joche! Zu schön, um wahr zu sein. Aber dieser Jesus kommt und sagt: Nehmt auf! Nehmt mein Joch auf! Lasst euch bei mir einspannen! Keiner wird in die eigene Freiheit entlassen, sondern in seinen Dienst gestellt. Keiner soll eigene Wege gehen, sondern in seine Spur treten. Keiner soll sich aus dem Staub machen, sondern an seinem Karren ziehen.

Jesus will jeden gebrauchen. Er verteilt Aufgaben. Er stellt in den Dienst. Und weil sein Joch gut sitzt, deshalb können wir darunter nicht wundscheuern.

Du magst dich gegen die Leitung der Jungscharstunde wehren und tausend Ausreden haben: die Leitung ist dir angemessen! Du magst dich um die Teilnahme am Schülerbibelkreis drücken und dich auf dem Pausenhof tummeln: diese Teilnahme ist dir angemessen! Du magst die stille Zeit verpennen und dir die Decke über die Ohren ziehen: diese Zeit ist dir angemessen! Du magst das Opfer für zu hoch halten und lieber eine Cola trinken: dieses Opfer ist dir angemessen! Seine Aufgaben sind dir auf den Leib geschnitten.

Seine Dienste reiben dich nicht auf. Erst in seinem Geschirr lässt sich richtig leben, denn sein Joch ist ein Doppeljoch. Er selber ist an unserer Seite. Jesus treibt nicht an, sondern zieht mit. Er legt sich selber ins Zeug und zieht den Wagen mit, vor den wir gespannt sind. Er ist wirklich sanftmütig und von Herzen demütig. Wer auf Jesus verzichtet, verzichtet auf keine fromme Idee, sondern auf eine starke Zugkraft, die jeden Karren aus dem Dreck zieht.

Doch, eine letzte Chance, weil er sagt: Packt's jetzt! Noch einmal der Jahrmarkt: Buden, Stände, Tische, Wagen stehen nicht immer dort. Einmal werden sie zusammengeklappt und abgeräumt. Teppiche, Spielmobile und Lose verschwinden in den Koffern und Kisten. Händler, Verkäufer, Marktheuler rufen nicht immer. Einmal packen sie ihre Siebensachen und machen sich aus dem Staub. Es gehört zum Wesen des Markts, dass er zeitlich begrenzt ist. Es gehört zum Wesen des Sonderangebots, dass es nicht ewig feilgeboten wird. Es gehört zum Wesen des Rufs, dass er nicht dauernd erklingt.

Jetzt ist Markt! Jetzt gilt das Sonderangebot! Jetzt wird gerufen: Kommt her zu mir! Wir haben die echte Chance, unsern Buckel von aller Last freizubekommen und neu durchzuatmen. Wir haben alle Chancen zum Leben. Nur müssen wir zupacken.

Jesus ist kein Leierkastenmann, der am nächsten Markttag wieder an der Ecke steht und an seiner Kurbel dreht: Auf jeden Dezember folgt wieder ein Mai.

Jesus ist kein billiger Jakob, der im Abonnement seinen Standplatz einnimmt und alle Jahre wieder seine Sprüche klopft. Jesus ist der weiterziehende Sohn Gottes, der seinen Ruf in die Worte einbettet: Jetzt ist die angenehme Zeit! Jetzt ist der Tag des Heils.

Man kann diesen Ruf hören oder überhören. Man kann diese Einladung annehmen oder ablehnen. Man kann diese Chance nützen oder verpassen. Wer dies begriffen hat, ergreift die Chance und sagt: Herr, ich komme!

IV.

Ihm ins Netz!

1. Der Fisch im Wasser.

Dort ist sein Element. Er kann sich nicht auf der Wiese räkeln. Er kann auch nicht durch den Wald spazieren. Er kann erst recht nicht durch die Lüfte schweben. Dieses Tier braucht sein Element. Erst dort kann es atmen. Erst dort kann es existieren. Erst dort kann es leben. Der Fisch muss ins Wasser, und zwar in kein trübes Abwasser, sondern in klares Quellwasser.

Der Fisch muss im Wasser sein, und der Mensch muss in Gott sein. Dort ist sein Element. Er kann sich nicht nur auf der grünen Wiese religiösen Gedanken hingeben. Er kann sich nicht nur im Wald und auf der Heide an der Natur ergötzen. Er kann sich nicht nur im Traum fromme Luftschlösser bauen. Der Mensch braucht sein Element. Erst dort kann er atmen. Erst dort kann er existieren. Erst dort kann er leben. Der Mensch muss dort hinein, nicht in eine trübe Strömung der Zeit, sondern in den klaren Strom der Ewigkeit.

Aus den Ergüssen unserer Köpfe und Herzen kommen oft genug Gifte, an denen Menschen sterben. In dem lebendigen Wasser dagegen, das nach Psalm 36 aus der Quelle des Lebens von oben herab sprudelt, ist Leben möglich, ganzes Leben, gesundes Leben, volles Leben. Entdecken Sie die Quelle des Lebens wieder. Es gibt gar keine gute Gabe, die nicht aus dieser Gottesquelle stammt. Es gibt gar keine vollkommene Gabe, die nicht von oben herab zu uns kommt. Aus Gott fließt jener Lebensstrom, der unser Element bildet und in den wir hinein müssen, wie der Fisch ins Wasser.

2. Der Fisch am Haken.

Dort ist unsere Gefahr. Am Wasser taucht nämlich eine Gestalt auf. Es ist kein harmloser Spaziergänger, der den Fischen zusieht, sondern ein versierter Ufergänger, der es auf die Fische abgesehen hat. Der Mann ist ein Angler. Fischfang ist sein Interesse. An der gefangenen Forelle hat er seinen Spaß. Natürlich weiß er, wie man das macht. Er stößt keine Lockrufe aus oder erteilt gar Befehle an die Tiere: „Nun aber einmal raus aus dem Wasser und rein in den Eimer.“ Fische werden nicht gerufen, sondern geködert. Deshalb hat er eine ganze Büchse voll verschiedener Köder, die, je nach Lage der Dinge, an seiner Angelschnur befestigt werden.

Einmal versucht er es mit dem Blinker, dann mit der künstlichen Fliege, dann mit der Mühlkoppe oder dem Kottage. Und jedes mal gerät der Fisch in höchste Versuchung. Er wird angelockt, er umkreist den Köder, er schnappt zu. Dann hängt er fest an der Angel. Dann ist er fest in der Hand des Anglers. Dann ist er verloren.

Der Fisch am Haken. Dort ist auch unsere Gefahr. Am lebendigen Wasser nämlich, nicht am toten Teich, taucht immer eine Gestalt auf. Es ist kein armer Teufel, der mit

Pferdefuß und Schwefelgestank alles zum Teufel jagt, sondern „Gottes Teufel“, wie Luther bemerkte, der als abgefallenes Geschöpf es auf alle Geschöpfe abgesehen hat. Der Satan ist ein Angler. Menschenfang ist sein Interesse. An den gefangenen Leuten hat er seinen Spaß. Natürlich weiß er, wie man das macht. Er lockt nicht, wie man einen Vogel lockt oder befiehlt wie ein Tyrann: „Der Teufel ist ein hoher Geist“, hat der große schwäbische Theologe Albrecht Bengel gesagt. Menschen werden geködert. Deshalb hat er ein unerschöpfliches Arsenal von Dingen, die er uns vor die Nase hält. Bei Kain war es die Eifersucht, die ihn übermannte. Bei Achan war es eine Stange Gold, der er nicht widerstehen konnte. Bei Simson war es eine Frau, die ihm in die Augen stach. Bei Absalom war es eine Königskrone, die er so sehnlich sich wünschte.

Was ist es bei uns? Wo sind wir besonders gefährdet? Wie fischt er uns aus dem Lebenswasser? Mit einem schnellen Wagen, mit einem flotten Freund oder gar mit einem Buch, einem Film, einem Videoband? Der Versucher kennt uns bestens. Der Teufel ist ein glänzender Psychologe. Der „Affe Gottes“ beherrscht jeden Trick. Deshalb wird jeder von einer ganz spezifischen Sache angelockt. Man umkreist sie in Gedanken, Tag und Nacht, die Gefahr wird darum immer größer, und eines Tages schnappen wir zu. Im selben Augenblick aber hängen wir fest. Wir sind fest in der Hand des Anglers. Er mag uns noch etwas Leine geben und einige Züge erlauben. Aber dann schleudert er uns aus unserem Lebenselement ins Todelement. Wir sind verloren. Der Mensch am Haken. Dort ist seine Gefahr.

3. *Der Fisch im Netz.*

Dort ist seine Rettung. Ich erinnere mich an das sogenannte Abfischen auf dem See. Vor Weihnachten kam der Fischwasserbesitzer, um die größer gewordenen Fische in einen anderen See zu bringen. Er rief sich Leute aus dem Dorf zusammen, um mit ihnen diese Arbeit zu tun. Dann zogen sie ein großes Schleppnetz durch das Wasser und fischten die Tiere ein. Und wer nicht einfangen ließ oder durch die Maschen schlüpfte, war kein freier Fisch, sondern das gefundene Fressen für die Angler, die jetzt ihrem Sport erst recht frönen durften. Der Fisch im Netz war gerettet.

Gott will uns nicht nur mit allen guten Gaben versorgen, sondern uns auch einen guten Ort besorgen, an dem wir ewig leben können. Sein Reich ist die Krone des Lebens. Deshalb kam er an Weihnachten zu uns, um dies zu ermöglichen. Er ging durchs Dorf und rief den Petrus und Andreas und Jakobus und Johannes: Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen! Erstaunlicherweise ließen sie alles stehen und liegen und packten an. Dann zogen sie miteinander das große Schleppnetz Gottes durch den Strom der Zeit. Weil sie nicht fertig wurden, langten die Nächsten zu. Immer fanden sich welche bereit, Handlanger bei Gottes letztem Abfischen zu spielen. Und Unzählige, die sich einfangen ließen, merkten: der zieht uns in die richtige Richtung. Der gibt uns das, was wir nötig haben. Der bewahrt uns vor dem Bösen. Bei Jesus Christus ist Rettung. Wohl dem, der ihm ins Netz geht.

V.

Esel oder Fisch?

Alexamenos hat er geheißten, so wie heute einer Alexander oder Alex heißt. Weil dieser Sklavenjunge überdurchschnittliche Begabung zeigte, wurde er als Stipendiat aufs Internat nach Rom geschickt, um dort für kaiserliche Dienste ausgebildet zu werden. Gleich am ersten Tag der Ankunft ließ sich der Neue auch von einer übermütigen Schülerbande nicht abhalten, sein Abendgebet zu verrichten. Prompt wurde dieses Kuriosum belächelt und befragt: „Zu wem betest du denn? Zum Jupiter? Zur Venus? Zu Merkur?“ „Zu Jesus“, antwortete der getaufte Christ, „der in Bethlehem geboren wurde, der in Nazareth aufwuchs, der in Kapernaum predigte, der in Bethanien Wunder getan hat, der in Jerusalem gekreuzigt wurde, der. . .“

Weiter kam er mit seiner Antwort gar nicht, weil der ganze Saal in schallendes Hohngelächter ausbrach: „Zu einem Juden betest du? Zu einem Verurteilten? Zu einem Gekreuzigten? Was für ein Witz!“

Am nächsten Morgen hat er die Quittung: in die Wand hineingekratzt ein Gekreuzigter mit dem Eselskopf, daneben ein Junge mit betenden Händen und darunter der Satz: Alexamenos betet seinen Gott an. Diese Wandkritzelei stempelte ihn mitsamt allen Christen als Esel ab. Das war wahrlich kein leichter Einstand. Es gibt freundlichere Spitznamen in der Schule. Esel lässt sich keiner gerne schimpfen. Wenn er trotzdem bei der Stange blieb, so sicher deshalb, weil er bei der Gemeinde geblieben ist. In freien Stunden stahl er sich davon, lief unbeeindruckt von Tempelhallen und Triumphbögen durch die Straßen der Stadt bis zu jener geheimen Treppe, die steil nach unten führte. Dort in der Katakombe mischte er sich unter jenes armselige Häuflein von Sklaven, Unfreien und Bedrückten, die sich besonders an Jesu Wort hielten: „Wo zwei oder drei zusammen sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“

Dort in der Untergrundkirche entdeckte er jene ganz andere Wandkritzelei, die schon im 1. Jahrhundert als Geheimzeichen der Christen auftauchte: ein Fisch. Sicher ist sie als Ideogramm entstanden, als Schriftzeichen, denn das griechische Wort Fisch ist die Abkürzung für „Jesus Christus, Sohn Gottes, Heiland.“ Daraus wurde dann das Ikonogramm, ein Bildzeichen, das Gläubigen den Weg zu den Versammlungen und Gebetsplätzen gewiesen hat.

Schließlich entwickelte sich daraus das Monogramm der Christen überhaupt, das sich bis heute auf Bildern, Kreuzen, Taufschalen oder Kirchentüren wiederfindet.

Alexamenos wusste: Nicht Esel, sondern Fisch; nicht Dummheit, sondern Klugheit; nicht Verhöhnung, sondern Krönung. Alexamenos lebte im Zeichen des Fisches. Wir alle leben im Zeichen des Fisches, nicht im astrologischen Tierkreiszeichen, das uns nichts zu sagen hat, sondern im theologischen Bildzeichen, das uns alles sagt, nämlich: „Jesus Christus, Sohn Gottes, Heiland.“

VI.

Ich habe ihn.

Ich habe niemand... So erklärte der junge Mann: „Ich habe keinen Menschen zum Aussprechen.“

„Quatsch“, fuhr der andere dazwischen, „du hast doch einen Vater!“ „Vater sagst du, Vater? Der Alte hat doch keine Zeit für mich; schichten, Kegel schieben, Stammtisch.“

„Und deine Mutter?“ fragte der andere. „Ja, die schmiert jeden Morgen die Brote, aber die hat doch keine Ahnung, was in mir vorgeht.“

„Jeder Mensch hat Freunde!“ stellt schließlich das Gegenüber fest.

„Freunde hast du gesagt? Du meinst Kumpels, Kollegen, Kameraden, aber Freunde? Nein, ich habe niemand.“

Ein moderner Dichter sagt es so: „Wir reden, weil es tödlich uns umschweigt, wir jagen die aus Angst zur Tat Verfluchten, die immer nur die eigene Fratze zeigt.“

Die Psychologen nennen diesen Zustand den „Verlassenheitskomplex“ und suchen die Ursache in der vernachlässigten Kindererziehung. Die Bibel nennt es Privatisierung Gottes und sucht die Ursache in der Abkapselung unseres Glaubens. Weil wir Gott einsam gemacht haben, sind wir einsam geworden. Weil wir Gott nicht mehr sprechen lassen, hören wir nichts mehr von einer väterlichen Stimme. Darum aber geht es im Gebet, im Gottesdienst. Dort wird der Name Jesus Christus bekannt. Wer aber Jesus kennt, kann fröhlich sagen: „Ich habe Ihn.“

VII.

Schlag ein!

Mittagshitze am See. Fischer hocken am Ufer und flicken ihre Netze. Auch Petrus ist dabei und sein Bruder Andreas. Dann taucht Jesus auf, hält die Hand hin und sagt: Schlagt ein! Vergesst eure Netze! Fangt Menschen! folgt mir!

Petrus sieht sein Boot, die Ruder, die Angeln, seinen ganzen Garnelenbetrieb. Und Jesus sagt: Schlag ein! Petrus denkt an seine Mutter, seine Schwester, seine ganze Verwandtschaft, die auf seinen Geldbeutel angewiesen ist, und Jesus sagt: Schlag ein!

Petrus hört schon das Dorfgelächter und den beißenden Spott über einen Frömmeler, und Jesus sagt: Schlag ein!

Mit tausend Tauen ist er an seine Heimat, an seine Familie, an seinen Beruf gebunden, und Jesus schlägt sie wie mit einem Schwert durch und sagt: Schlag ein!

Dieser Herr hat also an der Strandpromenade keine Matratzen verteilt und seine Hand den Leuten unter den Kopf gelegt, damit sie ohne Sorgen fromm vor sich hindösen können. Jesus will keine Genießer, sondern Genossen. Deshalb hält er die Hand auf, um von dem abzuhalten, was uns lieber werden könnte als die Liebe zu ihm.

Einer sieht seine Kameraden, die vom Jugendkreis abhängen und am Wochenende als Punker und Popper nur noch die Disko besuchen. Wie abgeschlagen steht er alleine auf weiter Flur. Und Jesus sagt: Schlag ein!

Eine sieht ihren Freund, der einfach super ist, aber für Jugendkreis, Gottesdienst und Glaubensfragen nur ein müdes Lächeln übrig hat. Gerne würde sie mit ihm gehen, und Jesus sagt: Schlag ein!

Am Seeufer wäre Petrus vergammelt. Erst in der Nachfolge ging ihm die Größe dieses Herrn auf. Nur wer sich von Lieben trennen lässt, wird den lieben können, der uns lieber werden soll als alles andere auf der Welt.

VIII.

Laufe mit!

Nein, Gott sitzt nicht im Himmel. Er läuft und läuft, bis er auf der Erde ist. Von Nazareth nach Jerusalem zieht er die Bahn. Überall ruft er: Ich bin der Weg. Und als sie ihn empört ans Kreuz nageln, da hat nicht der Tod die Macht gewonnen, sondern da ist dem Tod die Macht genommen. Die Bahn Gottes ist eine Durchgangsstraße zur Ewigkeit. Dort aber will er nicht alleine bleiben. Er will Mitläufer, Mitarbeiter, Mitkämpfer. Deshalb ruft er. Nicht weil wir so gute Marschierer wären. Nicht weil wir besondere Qualitäten hätten. Nicht weil wir uns besonders qualifizierten. Keiner ist dieses Rufes wert. Lahme Enten sind wir, hinkende Boten, erbärmliche Stolperer! Trotzdem ruft er: laut, jeden, dich!



Sein Vorsatz muss auf unseren Absatz durchschlagen. Wir dürfen uns nicht seitwärts in die Büsche schlagen. Wir können uns nicht auf dem Strom der Zeit abtreiben lassen. Wir sollen uns nicht über Schleichwege durchs Leben quälen. Die Bahn Gottes ist trassiert. Heute werden uns Füße gemacht.

Jesus will Weggenossen, die zu Wegweisern werden. Laufe mit!

IX.

Kennen Sie Gott?

Der junge Mann, von dem uns die alte Gleichnisgeschichte berichtet, hatte keinen antiautoritären Komplex. Er hatte nur die panische Angst, sein Vater könnte ihm die Freiheit beschneiden. Deshalb bat er um sein Erbteil. Erstaunlicherweise schlug der Vater nicht Krach. Er schlug nicht mit der Faust auf den Tisch und sagte nicht: „Ist das der Dank für eine zwanzigjährige Erziehung? Oh, Undank ist der Welt Lohn!“ Nein, er gab ihm das Geld. Der Vater hat seinen Sohn nicht gezwungen. Gott zwingt überhaupt niemand. Jeder darf gehen. So ist Gott!

Der Sohn geht. Er hat alles, was sein Herz begehrt. Und dann? Der Sohn landet bei den Schweinen. Er macht die bittere Erfahrung, dass diese Freiheitssuche in der größten Unfreiheit endet. Dann kehrt er um. Die Geschichte kommt jetzt erst zu ihrem Höhepunkt. Was wird der Vater tun? Muss er ihn nicht wie einen Hund vom Hofe jagen? Muss er ihm nicht die Tür weisen, die der Sohn selbst zugeschlagen hat? Muss er nicht gerechterweise sagen: Wenn schon, dann schon! Was tut der Vater? Das Gleichnis sagt: Er fiel ihm um den Hals und küsste ihn.

Wenn Sie ein Beispiel für Treue suchen, hier ist es. Treue rechnet nicht ab und nicht auf, Treue rechnet zu. Treue bezahlt nicht mit der Münze heim, mit der ihr bezahlt wird. Treue durchbricht den uralten menschlichen Grundsatz: do ut des, ich gebe, damit du gibst. Treue schenkt, wo kein Anlass zum Schenken da ist. Der gerechte Gott übt Treue. So ist er!

Allerdings hat die Treue Gottes eine Voraussetzung. Auch davon berichtet unsere Geschichte. Der Sohn, der so voll Stolz aufgebrochen war, steht in Lumpen vor seinem Vater. Er hat alles durchgebracht. Und in diesem Augenblick sagt er nicht: „Ich habe einige Fehler gemacht; ich bin ein bisschen entgleist; mir sind einige Schnitzer unterlaufen; ich habe einige über den Durst getrunken.“ So sagt er nicht. Ihm fährt es heraus: „Ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir.“ Ich habe mich gegen dich aufgelehnt. Ich bin abgehauen. Ich habe die Lebensbeziehungen zwischen mir und dir abgebrochen. Ich wollte ohne dich leben.

Dieses Bekenntnis des Sohnes zwingt den Vater zur Treue. Auch heute noch. Es geht nicht darum, dass wir jetzt innerhalb der Klammer unseres Lebens nach Fehlern und Schwächen suchen, sondern es geht um das Vorzeichen dieser Klammer. Es geht um unsere Lebensrichtung. Wenn wir diese vier Worte über die Lippen brächten: „Herr, ich habe gesündigt,“ dann würden wir die Wahrheit jenes Satzes erfahren, der im 1. Johannesbrief steht: „Wenn wir unsere Sünde bekennen, so ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt.“



X.

Halt mal an.

Unsre Eltern sind gerannt, unsre Großeltern sind gerannt, unsre Urgroßeltern sind gerannt. Und einer dieser rennenden Urs hieß Gehasi. Du hast richtig gehört: Gehasi. Für sein Gesicht ist jeder verantwortlich, für seinen Namen kann man nichts.

Woher er stammte, weiß ich gar nicht. Irgendwo in Israel ist er geboren und hat sich dann von den Windeln freigestrampelt. Weil er nicht auf den Kopf gefallen war, sollte er nicht zu Hause bleiben, sondern einen anständigen Job bekommen. Das war gar nicht o einfach. Damals war zwischen Schafhirt oder Kuhhirt kaum eine andre Wahl. Um so bemerkenswerter, dass Gehasi Diener bei Elisa wurde, sagen wir besser: Assistent, Sekretär, persönlicher Referent dieses weit bekannten Gottesmannes. Ich war auch einmal „Vorzimmerlöwe“ eines großen Mannes. Ich musste seine Akten tragen, ich musste seine Koffer tragen, ich musste seinen Mantel und seinen Hut tragen; ich hatte eine tragende Rolle, um nicht zu sagen: tragische Rolle. Gehasi war mehr, viel mehr. Er vertrat seinen Chef, führte Aufträge selbständig aus, er war gleichsam Botschafter an Elisas Statt.

1. Woher, Gehasi?

Eines Tages ist folgendes passiert, und das muss ich euch erzählen, weil die meisten doch nicht das 2. Königsbuch im Alten Testament kennen. Eine riesige Staubwolke tauchte am Horizont auf. Der lehmige Erdboden zitterte unter den Hufschlägen und Wagenrädern. Eine ganze Reiterkompanie mitsamt Tross stoppte vor dem Hause Elisas. Gehasi, immer die Nase im Wind, erkannte sofort vom Fenster aus: Das sind Königliche. Der mit dem Käppi ist der Boss. Schau dir diese Heldenbrust an, gepflastert mit Lametta und Blech! Aber Pusteln hat er, Knoten, Vereiterungen, ganz schön aussätzig, dieser Herr Dreisternegeneral.

Man kann mit militärischem Oberbefehl ein ganzes Herr in die Flucht schlagen, aber nicht ein winziges Eiterhüppelchen vergessen machen. So schwach ist der starke Mensch.

Lass ihn gar nicht rein, befiehlt Elisa, schick ihn gleich zum Jordan. Dort kann er gesund werden. Und der General gibt die Sporen, steigt vom Ross, taucht siebenmal im Jordan unter und hat ein Häutchen wie Samt und Seide. Einfach wunderbar, dieses Wunder. Überglücklich springt er zurück und will sich bei Elisa mit purem Silber bedanken. Der aber winkt energisch ab. Wunder kann man nicht bezahlen. Gott will kein Trinkgeld. Gott will nie Trinkgeld, aber Gehasi. Der stiehlt sich auf leisen Socken davon, durch die Hintertür hinaus und jagt wie ein Irrwisch dem davonziehenden Reitertrupp nach. Gehasi plättelt, was das Zeug hält. Als er den Geheilten eingeholt hat, macht er ihm weis, dass sein Herr nachgedacht und umgedacht habe und doch noch etwas brauchen könne. Mit Silber und Kleidern rast er zurück und wirft das Bündel in den Schuppen. Dann ruft ihn Elisa: Woher, Gehasi? Dann stellt ihn Elisa: Woher, Gehasi? Dann fragt ihn Elisa: Woher, Gehasi? Einer ist da, der ihn anhält.

Einer ist da, der ihn aufhält, einer ist immer da, der uns plötzlich stoppt. Keiner stiehlt sich auf leisen Socken davon. Niemand jagt wie ein Phantom durch die Gegend. Jeder steht plötzlich vor dem lebendigen Gott, der ihn unerbittlich stellt: Woher, Toni? Woher, Rudi? Woher, Susi?

Natürlich kann man sich herauslügen wie Gehasi. Obwohl er nach Luft schnappt wie eine gehetzte Bulldogge und sein Puls hämmert wie ein 200er Diesel, keucht er: Ich, ich bin doch nicht weggewesen. Aber Elisa durchschaut seinen Diener. Gott durchschaut seine Botschafter. Der lebendige Gott durchschaut dich. Er weiß, wo du gewesen bist. Er weiß, was du getan hast. Er weiß, was du gedacht hast. Auch wenn du nichts versilbert hast, von der Sünde kommen wir allemal. Oder kannst du dich an alles erinnern, ohne mit der Wimper zu zucken? War in deinem Leben nach den Zehn Geboten alles recht und richtig?

Da war doch der Knatsch mit den Eltern, die partout nicht einsehen wollten, dass man samstags erst nach Mitternacht nach Hause kommt! Da war doch das Techtelmechtel mit dem Mädchen, die immer dann die Disko verließ, wenn ich auch nach Hause ging! Da war doch der elende Joint, den sie mir aufschwätzten, obwohl ich dieses Gift kannte. Ob nicht doch unser Rennen, Jagen, Hetzen, unser ganzer Stress mit der Sünde hinter uns zusammenhängt? Woher, Gehasi? Woher?

2. Wohin, Gehasi?

Diese zweite Frage schwingt mit: Wohin, Gehasi? Elisa hat einen von Gottes Geist erleuchteten Verstand, der ihm zeigt, woher die Leute kommen und wohin sie gehen. Du hast doch jetzt Silber im Schuppen, sagt er zu seinem Schlawiner, damit wirst du dir doch Schafe und Rinder und Weinberge anschaffen. Und Jesus sagt: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Ob unser Rennen, Jagen und Hetzen, unser ganzer Stress mit der Sünde vor uns zusammenhängt? Wohin, Gehasi? Wohin?

3. Wozu, Gehasi?

Das ist die letzte Frage: Wozu, Gehasi? Er hat doch bei seinem Herrn alles, was er zum Leben braucht. Man müsste nur zur Ruhe kommen und ein paar klare Gedanken fassen. Er hat ein Dach über dem Kopf, das ihn vor Hitze und Kälte schützt. Er hat einen Job im Haus, der ihn ausfüllt und befriedigt. Er hat Essen und Trinken soviel er will. Und er hat einen Chef, der ihn nicht zum Teufel jagt, sondern ihn schätzt und behält. Wozu also dieses Gerenne, Gehasi, Toni, Rudi, Susi, wozu? Du hast bei dem lebendigen Gott noch mehr, viel mehr, nämlich das, was du zum Leben und Sterben brauchst. Du müsstest nur einmal zur Ruhe kommen. Du müsstest nur einmal ein paar klare Gedanken lassen. Wir kommen nämlich von Sinnen, wenn wir nicht mehr zur Besinnung kommen.

Du hast ein Zimmer, in dem du wohnen kannst. Du hast einen Tisch, an dem du dich sattessen kannst. Du hast eine Schule, in der du lernen kannst. Du hast einen Betrieb, in dem du arbeiten kannst. Und du hast einen himmlischen Vater, der dir trotz allem nicht den Laufpass gibt, sondern dir nachläuft und dich von ganzem Herzen liebt. Er will deine Vergangenheit bewältigen. Seit Karfreitag ist das möglich. Blut ist geflossen. Jesu Blut. Und wenn deine Sünde blutrot wäre, so soll sie doch schneeweiß werden. Und er will deine Zukunft sichern. Seit Ostern ist das möglich. Der Grabstein flog zur Seite. Nicht

einmal der Tod ist vor ihm sicher. „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gibt durch unseren Herrn Jesus Christus.“

Das Gestern ist bewältigt, das Morgen gesichert, das Heute liegt in seiner Hand. David hatte doch recht, wenn er aus diesem Wissen heraus betete: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele.“ Freund, halt mal an. Überlege doch: Woher kommst du? Wohin rennst du? Wozu rast du?

XI.

Wach auf und überlege.

1. Immer hängen wir Sachen nach.

Wit 14 bestaunen wir den zweirädrigen Feuerstuhl, der an der Ecke abgestellt ist. 200 Sachen macht er ohne Schwierigkeiten. Motor, Form, Armaturen sind einfach Spitze. Wieso gibt's den Führerschein erst im Greisenalter von 18? Wer dies Motorrad hat, der hat's. Mit 24 suchen wir nach dem Traumjob, der auf dem Stellenmarkt angeboten wird: 5 Mille im Monat bei einer 35-Stunden-Woche. Der Jahresurlaub sollte 50 Tage nicht unterschreiten. Wieso muss sich jeder krampfhaft kaputtschaffen? Wer diesen Job hat, der hat's.

Mit 34 sparen wir für das Eigenheim, das einen großen Brocken kostet. 150 qm Wohnfläche würden ausreichen. Möglichst am stillen Wald oder auf der grünen Wiese muss es stehen. Wieso soll ich ein Leben lang Miete zahlen? Wer dieses Heim hat, der hat's.

Und mit 44 blättern wir im Urlaubskatalog, mit 55 studieren wir Gesundheitsbücher, kurzum: Das Leben hängt mit Sachen zusammen. Das Ding muss her, etwas Zählbares, Greifbares, Sichtbares. Wer dies hat, der hat das Leben.

Und der Apostel sagt: Träumereien! Wach endlich auf und überlege! Im Feuerstuhl stecken PS, aber kein Leben. Mit dem Job kommt man zu Geld, aber zu keinem Leben. Auf dem Eigenheim liegen Schulden, aber kein Leben. Leben ist nie sachgebunden, sondern immer personengebunden. Jesus Christus macht es in aller Öffentlichkeit bekannt: „Ich bin das Leben.“ Er ist kein Es, keine Sache, kein Ding, sondern ein Du, eine Person, ein Mensch aus Fleisch und Blut. In ihn packte Gott alles hinein. Mit ihm kam ein Stück Himmel auf die Erde. Die ersten Christen riefen begeistert: Das Leben ist erschienen. So wurde Jesus zum Lebenspediteur. Wer also ihn hat, der hat's.

Ein Bartimäus machte die Erfahrung. Stockblind hockte er in der Fußgängerzone und hielt seine umgestülpte Mütze in die Gegend. Er vegetierte nur von den Almosen der Leute. Und dann kam Jesus vorbei, nahm ihm die Klappe von den Augen und machte ihn zum Marschierer des Lebens.

Ein Zachäus machte die Erfahrung. Eiskalt hockte er in der Zollbude und knöpfte den Leuten das Geld ab. Er konnte gar nicht genug von dem Moos kriegen. Und dann kam Jesus vorbei, setzte sich mit ihm zu Tisch und machte ihn zum Liebhaber des Lebens.

Ein Saulus machte die Erfahrung. Siegesicher hockte er auf seinem Gaul und spürte den Christen nach. Kurzerhand stellte er sie an den Pranger. Und dann traf ihn dieser Herr wie ein Hammer und machte ihn zum Advokaten des Lebens. Unzählige machten diese Erfahrung – und jetzt könnt ihr sie auch machen. Dazu braucht es keinen frommen Klimmzug und keinen religiösen Salto mortale, sondern nur ein ganz schlichtes Gebet. Vielleicht so: „Herr, ich möchte ein Leben haben, das sich lohnt. Und weil ich mir dies nicht schaffen oder kaufen kann, schenk du es mir.“ Darauf will er antworten. Er

verschenkt sich. Er gibt sich her. Wer Jesus hat, der hat das Leben. So ist es personengebunden.

2. Nur am Kreuz.

Immer hängen wir Illusionen nach. Mit 14 haben manche schon eine romantische Phase. Sie schwärmen für einen Forsythienzweig und gehen bei Mondschein spazieren. Hatten die nicht recht, die aus Herzensbrust gesungen haben: „Der liebe Gott geht durch den Wald?“ Sie finden Jesus in der Natur, meinen sie.

Mit 24 haben andere eine idealistische Begeisterung. Sie lesen Immanuel Kant und bestaunen Leonardo da Vinci. Auch auf Bach und Bartok stehen sie. Sie finden Jesus in der Kunst, meinen sie.

Mit 34 haben die Dritten eine surrealistische Fantasie. Sie sehen E. T. und sind tief gerührt von diesem außerirdischen Wesen, das ja Gott sei Dank einmal wiederkommen wird. Sie finden Jesus im Kino. Es gibt noch viele Orte, wo dieser Jesus gefunden wird.

Und der Apostel sagt: Träumereien! Wach endlich auf und überlege! Im Wald versteckt sich der Hase, aber nicht dieser Herr. In der Kunst verbirgt sich viel Edles, aber nicht dieser Heiland. Im Film sind kuriose Einfälle abgedreht, aber nicht dieser Lebensbringer. Jesus Christus, der hier ausdrücklich als der Sohn Gottes bezeichnet wird, ist nur an einem einzigen Ort zu finden. Dorthin hat ihn sein Vater geschickt. Gehorsam nahm er diese Platzanweisung auf sich. Am Kreuz richteten sie ihn hin. Sein Leib wurde hochgezogen, dass ihn auch der Kleinste sehen kann. Seine Hände wurden ausgespannt, dass ihn auch der Fernste erreichen kann. Jesus wurde getötet, dass auch der Ärmste merken kann: Ich darf leben. Ein römischer Hauptmann machte die Erfahrung. Als es auf Golgatha krachte und blitzte, sagte dieser Kommandant: „Siehe, das ist Gottes Sohn gewesen.“ Ein junger Graf machte diese Erfahrung. Bei der Betrachtung eines Kreuzigungsgemäldes kam dieser Herr von Zinzendorf zum Glauben und sagte: „Ich bat meinen Heiland, er möge mich mit Gewalt in die Gemeinschaft seiner Leiden ziehen.“ Ein schlimmer Haudegen machte diese Erfahrung. Er rief vor einem Feldkreuz: „Das tatst du für mich! Was tu ich für dich?“

Ihr müsst nicht zu Kreuze kriechen, aber ihr könnt zum Kreuz kommen und auch die Erfahrung machen: Das ist ein Lebenszeichen in einer Welt des Todes. Das ist ein Wegzeichen durch alle Labyrinth hindurch. Das ist das große Plus in allem Negativen. Wer den Sohn hat, der hat das Leben. So ist es ortsgebunden.

3. Nicht immer.

Immer hängen wir Selbsttäuschungen nach. Wir denken, dass die Sache mit dem Sohn Gottes noch viel Zeit habe, so nach dem Motto: Kommt Zeit, kommt Rat. Mit 14 verschieben wir es bis nach der Berufsausbildung. Mit 24 verschieben wir es bis nach der Hochzeit. Mit 34 verschieben wir es, bis die Kinder groß sind. Mit 44 auf den Ruhestand. Und der Apostel sagt: Träumereien! Wach endlich auf und überlege! Die lange Bank ist der beste Sitzplatz des Teufels. Gott bietet seinen Sohn nicht ewig an. Einmal wird es gelten: Wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das Leben nicht. Es gibt ein zu spät. Deshalb hat der Apostel etwas Drängendes. Er redet nicht wie ein Philosoph, der auch eine Meinung hat, sondern wie ein Parlamentär, dem man deutlich abspürt, dass er warnt:

Heute, so ihr meine Stimme hört! Gott bietet euch heute den Sohn Gottes an und nicht erst im Alter, wenn der Psalter zu Ehren kommt. Gott will euch heute diesen Jesus schenken und nicht erst nach dem zweiten Schlaganfall, wenn man alles hinter sich hat. Gott möchte euch heute dieses Leben geben, das sich lohnt. Heute heißt nicht immer, es ist zeitgebunden.

XII.

Bist du angenommen?

Es ist schon wichtig, ob ich als Viertklässler vom Gymnasium angenommen werde. An Faulpelzen, Schlafmützen und Dauerparkern sind die Direktoren wenig interessiert. Deshalb schreibe ich mit gehörigem Hosensausen meine Tests.

Es ist schon sehr wichtig, ob ich als Abiturient von der Uni angenommen werde. An Blindgängern, Nieten und Holzköpfen sind die Professoren wenig interessiert. Deshalb reiche ich mit erheblichen Zweifeln meinen Abiturdurchschnitt von 4,1 ein.

Es ist schon überaus wichtig, ob ich als Diplomierter oder Doktorierter vom Betrieb angenommen werde. Von Neunmalklugen, Besserwissern und Angebern wollen die Direktoren nichts wissen. Deshalb lege ich mit einigen Sorgen meine Bewerbungsunterlagen vor.

Aber am Allerwichtigsten ist, ob ich als Normalsituierter und Konfirmierter von Gott angenommen werde. Das ist die entscheidende Frage. Ohne Rektoren und Professoren und Direktoren lässt sich ganz gut leben, aber nicht ohne Gott.

Bin ich von ihm angenommen? Dafür gibt es keine Alternative. Statt Penne gibt es Lehre. Statt Uni gibt es Fachschule. Statt Betrieb gibt es Beamtung. Statt Gott gibt es aber nichts. Bin ich von ihm angenommen? Diese Frage bewegte den Psalmisten. Deshalb griff er zur Laute. Diese Frage bewegte Martin Luther. Deshalb forschte er in der Bibel. Diese Frage bewegte unzählige Menschen. Deshalb gingen sie auf die Knie. Diese Frage muss dich bewegen. Du magst ein ganz toller Typ sein; auf deiner Kiste kratzt du mit 90 die Kurve. Aber hat Gott dich angenommen? Du hast einen ordentlichen Job; ums Kleingeld brauchst du dich nicht zu sorgen, aber hat Gott dich angenommen? Du weißt, was sich gehört; am Sonntag gehst du zur Kirche, aber hat Gott dich angenommen? Den Abel hat er angenommen, ohne Test, ohne Leistungen, ohne Verdienst, einfach so akzeptiert. Den Mann müssen wir uns näher anschauen, den mit seiner halben Kraft, mit seiner lächerlichen Gabe, mit seinem kurzen Leben.

1. Abels halbe Kraft.

Geburtstag bei Adams. Eva kommt nieder. Der zweite Sohn wird geboren. Nach der Geburt des ersten kannte sich der Vater nicht wieder. Der Mutter Glück war auf Hochglanz. Den Stammhalter hießen sie Kain, zu deutsch: Pfeil/Lanzenspitze. Jubel drang aus der Hütte. Der Sprössling war einfach Spitze. Aber diesmal war es still. Die Eltern sagten kein Wort. Betretenes Schweigen über dem Säugling, einem schwachen, kränklichen, hinfalligen Kind. Wird es lebensfähig sein? Wird es wachsen können? Wird es überhaupt groß werden? Abel sagen sie, zu deutsch: Hauch/Vergänglichkeit.

Und dabei ist es geblieben. Kain, das Musterkind, Abel, das Sorgenkind. Immer wird es der Jüngere gemerkt haben, beim Spielen, beim Lernen, beim Arbeiten: Ich habe nur eine halbe Kraft.

Vielleicht merkst du das auch: Ich habe nur eine halbe Verstandeskraft. Die anderen brauchen für eine Matheaufgabe nur 15 Minuten, und ich checke es überhaupt nicht. Und die Englischaufgaben purzeln durch mein Gehirn, als ob es ein einziges Sieb wäre. Oder ich habe nur eine halbe Muskelkraft. Die einen radeln die Steige hinauf, und mir geht schon bei der Hälfte die Puste aus. Die Arme taugen zu keinem richtigen Schlag. Oder ich habe nur eine halbe Gemütskraft. Die andern nehmen es auf die leichte Schulter, und mir drückt es beinahe das Herz ab. Tränen stehen mir immer gleich in den Augen.

Abel weiß um seine halbe Kraft, aber auch um den Gott, der ihn voll nimmt. Es ist der Gott, der später seinen Sohn wie einen Hauch in die Krippe legte und wie einen Vergänglichen ans Kreuz schlagen ließ. Um die Armen und Schwachen und Kranken hat er sich besonders gekümmert. Ihm sind wir alle gleich wert, ihm sind wir alle gleich lieb, ihm sind wir alle gleich bedeutsam. Gott kennt überhaupt keine halben Kräfte. Und wenn sie dich zurücksetzen und immer ins zweite Glied stellen wollen, Gott will dich voll nehmen.

2. *Abels lächerliche Gabe.*

Sonntag bei Adams. Die beiden Söhne strecken nicht alle viere von sich. Sie gehen zum Opfern. Junge Männer beim Gottesdienst, ein Klasse-Bild. Dass es da plötzlich Altäre gibt, ist fremd und neu. Im Paradies gab es das nicht. Der erste Altar steht als Notbehelf der Frömmigkeit außerhalb des Paradieses. Altäre und Tempel, Kapellen und Kathedralen.

Abel schleppt das an, was er hat. Erstlinge trägt er auf den Armen, ein Schäfchen, ein Kitzchen, ein kleines Tier. Abel wird es gespürt haben: eigentlich müsste bei diesem großen Gott auch ein großes Tier her, ein richtiger Ochs oder ein ausgewachsener Stier, aber ich besitze ihn nicht. Mehr ist bei mir nicht drin. Ich habe nur eine kleine Gabe.

Vielleicht spürst du das auch: Eigentlich müsste ich diesem Gott mehr Geld opfern, einen Fünziger, einen Tausender, das ganze Erbe vom Onkel aus Amerika. Aber ich besitze es nicht. Mehr als ein Zweimarkstück ist nicht drin. Ich habe nur eine kleine Gabe.

Eigentlich müsste ich diesem Gott mehr Zeit opfern. Vier Abende in der Woche und dann noch jedes zweite Wochenende. Aber ich schaffe es nicht. Mehr als eine stille Zeit am Morgen und ein Gebet am Abend ist nicht drin. Ich habe nur eine bescheidene Gabe. Eigentlich müsste ich diesem Gott mein ganzes Leben opfern, in der Diakonie oder in der Mission, aber ich bin beruflich angebunden. Mehr als ein Dienst am Feierabend ist nicht drin. Ich habe nur eine begrenzte Gabe.

Abel weiß um seine lächerliche Gabe, aber auch um den Gott, der ihn ernst nimmt. Weil unser Opfer nie genügt, legt er seinen einzigen Sohn auf den Brandaltar. Jesus Christus bringt für uns die große Gabe, die wir gar nie bringen könnten. Jetzt kannst du mit dem kommen, was du hast, und mag es noch so bescheiden sein. Wenn ehrlich nicht mehr drin ist, wenn du dir dabei selber lächerlich vorkommst, Gott will dich ernst nehmen.

3. Abels kurzes Leben.

Sterbetag bei Adams. Kain schaut plötzlich nicht mehr hinauf. Er senkt den Blick. Seine Augen gehen erdwärts. Kain greift zu einem Stein und schlägt dem Bruder den Schädel ein. Damit wird er zum Weltbrandstifter Nr. 1. Aus einer Faust entsteht eine Keule, dann das Schwert, dann das Gewehr, dann die Kanone, dann die Bombe, dann die Trägerrakete. Denken wir daran, wenn wir heute Weltfriedensstifter werden wollen. Kains Problem ist nicht seine Waffe, sondern sein Blick. Er wird nicht dadurch friedlich, dass er seinen Stein wegwirft, er wird ja mit seiner Faust weiterdreschen. Erst wenn er wieder hinaufschaut zu dem Herrn, der der Friede ist, kann er seine Aggressivität lassen. Friedensbewegung muss Augen- und Herzensbewegung zu Gott sein, sonst bewegt sie nichts.

Aber bleiben wir bei Abel. Auf dem Felde blutet er aus. Sein letztes Stündlein ist gekommen. Abel ist es im Sterben bewusst: Ich habe nur ein kurzes Leben. Vielleicht weißt du es heute schon: 15, 30 oder 70 Jahre, Lebensjahre sind immer kurz, wenn das Ende naht. Die Todesangst geht um wie der Krebs. Abel weiß um sein kurzes Leben, aber auch um den Gott, der ihn aufnimmt. Tod ist jetzt nicht mehr Ende, sondern Anfang, nicht mehr Schlusspunkt, sondern Doppelpunkt. Jesus Christus ist auferstanden und hat gesagt: Ich lebe, und ihr sollt auch leben.

Das Schönste kommt erst. „Das wird ein Staunen geben, ein Köpfeverdrehn, wenn wir nach diesem Leben vor Jesus stehn.“ Wenn sie dich einmal wegnehmen, ins Krankenhaus, in die Klinik, in die Intensivstation, denke daran: Gott will dich aufnehmen.

Doch, Gott will das: aufnehmen, ernst nehmen, voll nehmen, dich annehmen. Nur: Willst du das? Heute noch kannst du ein Angenommener werden.

XIII.

Ein Mann unter der bewahrenden Hand.

Won Mose wird erzählt, dass ihm eines Tages Gott gesagt hat: „Ich will meine Hand über dir halten.“

Mose spürte also die Hand Gottes. Bisher wusste er nur von ihr. Sein Volk war ja unter die Hand des Pharaos geraten, der seine Gastarbeiter nach Strich und Faden ausnützte. Niemand schmierte an die Wände: Ausländer raus! In Piethom und Ramses brannten sie Ziegel, errichteten Häuser und bauten Pyramiden. Wer aufmuckte, hatte nichts zu lachen. Die Kapos knüppelten die Aufmüpfigen nieder. Jeder Widerstand wurde im Keim erstickt. Es bestand nicht die geringste Chance, dieser eisenharten Hand zu entkommen.

Dann aber holte Gott diesen Mose von der Viehweide und schickte ihn mit leeren Händen zu dem Tyrannen. Eine Landplage nach der anderen schüttelte die Ägypter. Was blieb ihnen anderes übrig, als ihre billigen Arbeitskräfte schließlich ziehen zu lassen?

So kam es zu jenem unvergesslichen Exodus aus jahrelanger Unterdrückung, und jedes Kind wusste es: Der Herr hat uns mit mächtiger Hand aus Ägypten geführt. Wenn also Mose in einer engen Felsenkluft diese Hand über sich spürte, dann konnte er gewiss sein: Ich bin in Gottes Hand. Keine andere Macht darf Hand an mich legen. Gottes Barmherzigkeit hat noch kein Ende – bis heute. Er hat nämlich seinen Arm ganz lang gemacht. Jesus Christus ist die Hand Gottes. Er hat sie ausgestreckt zum blinden Bartimäus, der im Dunkeln hockte und nur noch tasten konnte.

Er hat sie dem jungen Mann von Nain auf den Kopf gelegt und ihm ein neues Leben gegeben.

Er hat sie dem Langzeitkranken am Teich Bethesda gegeben und ihm die notwendige Kraft zurückgegeben. Er hat sie der Dirne am Jakobsbrunnen hingestreckt und sie aus dem Schlamm der Schuld herausgezogen. Er hat sie so weit ausgestreckt und nicht einmal dann zurückgezogen, als ein Zimmermannsnagel diese Hand durchbohrte. Mit blutenden Händen sagte er zu dem Verbrecher: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein. Jesus will jeden erreichen und decken. Deshalb zeigt er am Ostermorgen seine Hände und sagt: Friede sei mit euch!

Bis zum heutigen Tag hat er seine schützende und bewahrende Hand nicht abgezogen. In seiner Hand liegt unser Leben, das ist unsere Lebenslage. Und wenn in dunklen Stunden und schwierigen Entscheidungen sich Zweifel melden wie ungebetene Gäste, so gilt doch: »Ich bin geborgen, o selger Stand, so heut wie morgen in Gottes Hand.« Gottes Barmherzigkeit zeigt sich an einer Hand.

XIV.

Das ist Spitze.

Das ist ein spitze Typ“, sagten die Landser von ihrem Hauptmann. Sein Leibbursche lag todkrank auf der Falle, und er musste seine Knobelbecher selber putzen. Trotzdem ließ er den Gelähmten nicht ins Lazarett schaffen. Er jagte ihn auch nicht zum Teufel, obwohl es in der römischen Dienstanweisung ausdrücklich hieß: „Kranke Pferde, Ochsen und Diener sind wegzujagen.“ Er entließ ihn erst recht nicht als Rollstuhlfahrer in die Heimat. Dieser Hauptmann tat alles, um seinem Burschen wieder auf die Füße zu helfen. „Das ist ein spitze Typ“, sagten die Landser.

„Das ist ne tolle Marke“, sagten die Bürger von Kapernaum. Als Kommandant war er für die Sicherheit des Garnisonsstädtchens zuständig. Bei Demos ließ er nicht sofort die Gummiknäppel ziehen, sondern schaltete sich persönlich in die Konflikte ein. Bei Unglücksfällen standen selbstverständlich seine Mannen als Hilfsmannschaft zur Verfügung. Bei Stadtproblemen brachte er seinen klugen Rat ein. „Das ist ne tolle Marke“, sagten die Bürger.

„Das ist ein feiner Kerl“, sagten die Frommen von der Gemeinde. Er brachte nämlich einen beträchtlichen Teil seines Vermögens in eine Stiftung ein. Daraus flossen die Mittel für den Synagogenneubau. Vielleicht war neben dem Haupteingang sogar eine Tafel eingelassen, auf der stand: „Gestiftet vom Hauptmann von Kapernaum.“ Man stelle sich vor: ein Heide baut den Juden ein Gotteshaus! „Das ist ein feiner Kerl,“ sagten die Frommen.

Wenn also einer wert war in der Stadt, dann diese Persönlichkeit, und der sagt von sich: Ich bin's nicht wert. Er war nämlich zu Jesus gelaufen, um die letzte Chance für seinen Burschen zu nutzen. Nun steht er vor ihm, der Offizier vor dem Landfahrer, der Mächtige vor dem Ohnmächtigen, der Angesehene vor dem Unansehnlichen. Aber in diesem Augenblick zeigt der Uniformierte nicht auf seine Brust, die mit viel Lametta und Blech drapiert ist, und sagt: Ich bin ein wertgeschätzter Kriegsmann! Er deutet nicht auf die Leute, die ihn anhimmeln und hochjubeln, und sagt: Ich bin eine wertvolle Persönlichkeit! Er zeigt nicht auf die Synagoge, die das Stadtbild beherrscht und sagt: Ich bin ein wertvoller Spender. Der Hauptmann sagt: Ich bin's nicht wert. Ich bin nichts wert. Der Mann weist keine Leistung vor. Er hält keine Trümpfe in der Hand. Er weiß nichts von Selbstempfehlung. Angesichts dieses Feldherrn erkennt er sich als kleiner Marschierer, der nichts einzuhandeln hat. Das ist die Bescheidenheit, die sticht.

Liebe Freunde, wie gerne tapezieren wir unsere Bude mit Urkunden: Erster Platz im Tipp-kick! Dritter Sieger beim Teebeutelweitwurf! Trostpreis beim Lumpenfußball. Wie gern dekorieren wir unsere Jacke mit Aufnähern: I am Charly! Club für Muskelspiele! Follow me! Wie gerne modellieren wir an unserer Figur. Bestaunt wollen wir sein, bewundert und beklatscht. Deshalb klettern wir auf jedes Postament, wenn es uns nur einen Kopf größer macht als die andern: oben sein, top sein, Spitze sein, voll Ass!

Der Hauptmann weiß es besser. Unsere Urkunden sind angesichts dieser Lebensurkunde ein Fetzen Papier, das du vergessen kannst. Unsere Abzeichen sind angesichts dieses Lebenszeichens pures Blech, das du verschrotten kannst. Unsere Größen sind angesichts dieser Distanz zwischen Himmel und Erde nicht mehr in Zehntelmillimeter anzugeben. Vor diesem Herrn ist selbst der größte Star eine glatte Null. Nur wer klein von sich denkt, ist nicht weit von dem Glauben, den Jesus groß nennt.

Und dieser Herr hört sich nun diese ungewöhnliche Krankmeldung eines Burschen durch seinen Hauptmann aufmerksam an. Er sieht im Geist, wie sich der Junge im Bett quält. Er weiß, dass Tabletten und Spritzen nicht mehr helfen können. Er nimmt das Elendsgeschrei nicht einfach zur Kenntnis. Nein, er lässt alle anderen Verpflichtungen sausen und sagt: „Ich will gleich kommen und ihn gesund machen.“



Aber anstatt auf dem Absatz kehrt zu machen und sofort mitzukommen, bleibt der Offizier stehen und erklärt: „Das ist zu viel der Ehre, Herr. Sprich nur ein Wort, das genügt. Ich kenne mich doch auf dem Exerzierplatz aus. Stillgestanden! und die ganze Mannschaft reißt die Hacken zusammen. Gewehr über! und die ganze Mannschaft klopft Griffe. Rechts um! und die ganze Mannschaft wendet. Abteilung halt! und der ganze Haufe hämmert das Pflaster. In Sachen Befehlsgewalt bin ich Fachmann. Da macht mir niemand was vor. Im Auftrag des Kaisers kommandiere ich die Rekruten. Deshalb müssen sie tun, was ich sage. Ein Wort genügt, und die Sache marschiert.“

Herr, du bist doch der Hauptmann Gottes. Im Auftrag des Höchsten hast du das Kommando. Auf dem Exerzierplatz Erde müssen sie tun, was du sagst. Wenn du den Krankheitsmächten befiehst, dann müssen sie wenden. Wenn du die Zerstörungsmächte abkommandierst, dann sind sie vom Fenster. Wenn du die Todesmächte fortschickst, dann sind sie entwaffnet. Ein Befehl, ein Kommando, ein Ruf genügt, deshalb: Sprich nur ein Wort!“

Liebe Freunde, sicher ist mit dieser militärischen Theologie das Wesen Jesu nicht ganz erfasst. Das Verhältnis zwischen Gott und Jesus ist kein Dienstverhältnis. Und mit diesem Kasernenhofvergleich ist die Wirksamkeit Jesu nicht vollständig umschrieben. Jesu Vokabular erschöpft sich nicht in Kommandos. Aber offensichtlich kommt es gar nicht auf eine durchreflektierte Theologie an, sondern nur auf das Zutrauen, mit dem einer von Jesus Hilfe erwartet. Niemand hat ihm, dem Hauptmann, helfen können, die Stabsärzte nicht, die Heilpraktiker nicht, und er selbst wusste auch keinen Rat mehr. Aber da ist Jesus, und dem traut er zu, dass er helfen kann. Dieser Mann rechnet mit einer geradezu verblüffenden Gewissheit mit der Macht Jesu über alle Mächte. Jesus kann, so lautet sein Glaubensbekenntnis. Jesus kann, so lautet seine treffende Kurzformel für das Evangelium. Jesus kann, so lautet seine verstehbare Theologie, und deshalb bittet er: Sprich nur ein Wort.

Lieber Freund, die Befehlsverhältnisse haben sich seither geändert, auch wenn viele vor sogenannten Mächtigen immer wieder strammstehen. Jesus ist der Hauptmann Gottes, auch wenn man anders durchexerziert hat. Ihm gehorchen die Mächte aufs Wort. Deshalb solltest du auch vor diesem Jesus hinstehen. Du brauchst dir nicht blöd vorkommen, wenn es dieser kluge Kopf auch so gemacht hat. Sage einfach: Herr, mein Kumpel liegt zu Hause, von Drogen gelähmt und von Süchten gefesselt; meine Mutter liegt zu Hause, vom Alter gezeichnet und von Depressionen geschüttelt; Herr, die Armen liegen

zu Hause, vom Hunger geplagt und Ödemen gezeichnet; Herr, die Schwachen liegen zu Hause, und die Geschlagenen liegen zu Hause, und die so Angst haben, liegen zu Hause, und oft genug liege ich selber am Boden, einfach fertig und kaputt. Herr, sprich nur ein Wort, nur ein Wort!

Wenn du Jesus viel zutraust, wirst du auch viel mit ihm erleben, so wie der Hauptmann von Kapernaum: „Sein Bursche wurde gesund zur selben Stund.“ Doch, Freund, Jesus kann, Jesus kann ganz bestimmt, Jesus kann immer.

XV.

Jesus gehören, das bringt's.

Ziemlich flott, wie die neun Typen auseinandergehen. Jedenfalls waren es ganz bestimmt keine undankbaren Gesellen. Dieses ungeheuerliche Geschehen ließ sie nicht unberührt. So hart gesotten ist kein Mensch, dass er solch eine Wende wegsteckt und zur Tagesordnung übergeht.

Als Todeskandidaten waren sie zur Leprastation gekarrt worden, hinaus vor das Dorf, mit faulenden Händen, fressenden Geschwüren, übel riechendem Eiter: Ausgestoßene, Verfemte, Abgeschriebene. Man muss vielleicht Alexander Solschenizyns Roman „Krebsstation“ lesen, um von solchen grauenhaften Orten einen Eindruck zu bekommen.

Über dem Eingang heißt es: Quarantäne! Zutritt verboten! Ansteckungsgefahr! Niemand durfte näher als fünfzig Meter heran, außer den Priestern. Sie waren Vertreter der Gesundheitsbehörde, die – je nachdem – einen Gesundheitspass oder einen Totenschein ausstellten.

Andere Entlassungspapiere gab es in solchen Isolierstationen nicht. Abgeschobene und Ausgestoßene fristen ihr Dasein. Wenn es von keinem anderen Ort gilt, hier gilt es: Lasst alle Hoffnung fahren!

Und an diesem Ort taucht Jesus auf. Sein Weg nach Jerusalem berührt dieses hoffnungslose Quartier. Jesu Weg berührt immer hoffnungslose Quartiere. Anders als die Priester bleibt er von der Hoffnungslosigkeit nicht unberührt. Jesus hat Mitleid mit denen, die keine Hoffnung haben. Jesus hat ein Herz für die, die von anderen herzlos geschrieben und aufgegeben sind. Ja, Jesus hat offene Augen und Ohren für die Elends-quartiere unserer Welt.

Und wenn du dich von deiner Umgebung auch abgeschoben fühlst, und wenn du dir in deiner Klasse auch ausgestoßen vorkommst, und wenn du dich zeitweise in deine Bude einschließt wie in eine Quarantänestation, ja, wenn du keinen Draht mehr zu Gott hast, dann höre: Jesus sieht! Jesus hört! Jesus macht heil!

Geht, zeigt euch den Priestern, sagt er. Das lassen sich die Genossen nicht zweimal sagen. Als Todeskandidaten brechen sie auf, und als Kandidaten fürs Leben kehren sie zurück. Das Unmögliche ist möglich geworden. Das Unglaubliche ist glaubhaft geworden. Das Unfassliche ist mit Händen zu greifen.

Nein, undankbare Gesellen waren sie nicht, alle zehn nicht. Ihr Herz war rappellvoll davon. Nur eins, und darauf wird in der Geschichte, die in Lukas 17,11 – 19 nachzulesen ist, der Finger gelegt: Sie haben zwar Dankbarkeit empfunden, aber sie haben keine Dankbarkeit praktiziert. Ihre Dankbarkeit war ausschließlich im Herzen isoliert.

So wie bei vielen Menschen. Der eine wird mit geplatzttem Blinddarm in die Klinik geschafft. Die Ärzte säbeln den Bauch auf und schöpfen den Eiter ab. Aber Hoffnung besteht keine mehr. Trotzdem kommt er wieder auf die Füße und sagt: Gott sei Dank, es hat noch einmal geklappt. Nun frage ich mich: Wo zeigt sich dieser Dank?

Der andere kratzt mit 90 die Kurve und hebt locker ab. Die Feuerwehr schneidet den Blechknäuel auf und pellt ihn heraus, aber sein Kopf sieht nach Totalschaden aus. Trotzdem steht er wieder aufrecht und sagt: Gott sei Dank fuhr ich nicht 100. Nun frage ich: Wo zeigt sich dieser Dank?

Der dritte haut im schriftlichen Abi voll daneben. Die Lehrer sehen schwarz. Trotzdem schleift er mit fünf Punkten durch und sagt: Gott sei Dank hat es gereicht. Nun frage ich mich: Wo zeigt sich dieser Dank?

Wie viel Durchhilfe haben wir alle erfahren, und wie wenig Dankbarkeit haben wir alle gezeigt?

Einer machte es anders. Einer drehte um. Einer fiel nieder. Das war kein überschwänglicher Orientale, der sich vor lauter Höflichkeit auf den Bauch legte. Der Samariter beugte vor Jesus seine Knie. Das war ein deutliches Zeichen dafür, dass dieser Jesus jetzt der Herr seines Lebens ist: Er soll bestimmen, er soll verfügen, er soll das Programm machen. Christus allein!

Mach's auch so. Alles andere lohnt sich nicht. Ihm gehören, mit Haut und Haaren, mit Stumpf und Stiel, das bringt's. Beug auch die Knie! Falt die Hände! Gib dein Leben ihm! Sag: Jesus, danke!



LEBEN JA – ABER WOFÜR?

XVI.

Tabitha.

Eigentlich hat sie Tabitha geheißten, aber alle riefen sie Tabea.
Heute hätte man sie kurzerhand Bea genannt.

Also, reden wir auch von Bea.

Ob sie hübsch war?

Tabitha heißt Reh.

Das deutet auf „anmutig, schlank, grazil.“

Aber bei Namensdeutungen ist immer Vorsicht geboten.

Ob sie jung war?

Einem Reh sieht man das Alter nicht an und schätzen kann fehlen.

Manche sehen schon mit 15 alt aus und andere haben noch mit sechzig kein graues Haar im Fell.

Ob sie klug war?

Seid klug wie die Schlangen, sagt die Bibel, aber Bea war keine Schlange.

Hände weg von Schlangen aller Art, weil sie unberechenbar und giftig sind.

Ob sie sportlich oder modern oder blond war?

Wir wissen gar nichts außer dem einen, dass sie als Jüngerin bezeichnet wurde.

An einem Punkt ihres Lebens ist sie umgekehrt und hat gesagt: Von nun an will ich nur noch dir gehören, Herr!

Bea war Christin - und das genügt zur Beschreibung einer Persönlichkeit.

Ob du hübsch bist wie ein Paradiesvogel oder hässlich wie ein Mondkalb, ist nicht entscheidend.

Am Schluss fällt uns allen das Fleisch von den Knochen.

Ob du jung bist wie ein Dachs oder alt wie ein Ichthyosaurier, ist völlig gleichgültig.

Lebensjahre zählen wohl, aber sie wiegen nicht.

Ob du klug wie ein Lawinenhund oder begabt wie ein Langhaardackel bist, macht letztlich nichts aus.

Doktorhüte und Diplome gehören nicht zu unserem Gepäck.

Aber das ist entscheidend, ob du als Jünger oder Nachfolger bezeichnet wirst.

Das ist nicht gleichgültig, ob du auch einmal umgekehrt bist: Herr, mein Leben gehört dir!

Darauf kommt alles an, ob du auch Christ bist.

Bist du's?

XVII.

So blickst Du's!

Der Arzt zuckt bedauernd die Achseln: „Mein lieber Mann, Sie leiden an keinem Star, den ich operieren könnte. Sie laborieren auch nicht an Zucker, den ich behandeln könnte. Ihnen fehlt der ganze Sehnerv, blind geboren, stark behindert, eine negative Erbanlage. Tut mit leid, aber medizinisch gesehen ist Ihnen nicht zu helfen.“

Der Sozialfürsorger winkt energisch ab: „Was tust du überhaupt hier? Du hast ja noch Vater und Mutter. Geh bitte dorthin! Sie haben die Sorgepflicht, nicht wir. Was kann die Fürsorge dafür, dass sie dich zum Berufsbettler gemacht haben. Auf unserer Warteliste stehen noch ganz andere Härtefälle. Bedauere, aber sozial gesehen ist nichts drin.“

Der Priester winkt mit dem Zeigefinger: „Du musst die Suppe auslöffeln, die du dir eingebrockt hast. Jedem geht es so, wie er es verdient hat und keinen Deut anders. Gott zahlt heim, Stück für Stück. Wer Dreck am Stecken hat, braucht sich über seine miese Lage nicht zu wundern. Nichts für ungut, aber religiös gesehen bist du selber schuld.“

Liebe Freunde, wer medizinisch aufgegeben, sozial abgeschrieben und religiös abgestempelt ist, bei dem ist's wirklich finster, stockfinster sogar. Ein Mann im Dunkel, das ist der Blinde mit dem Stock und der Bettelmütze.

Und an ihm geht der vorüber, der von sich sagte: Ich bin das Licht der Welt. Jesus Christus hat sich nie mit unserer Aufteilung abgefunden, die Bert Brecht so besingt: „Die einen sind im Dunkeln und die andern sind im Licht. Und man siehet die im Lichte, die im Dunkeln sieht man nicht.“ Jesus hat sich nie mit unserer Aufteilung befreundet, die von Schattenseiten und Sonnenseiten des Lebens spricht: die einen logieren im Keller und die andern im Penthouse. Und man kennt die im Penthouse, die im Keller kennt man nicht. Er hat sich an unsere herzlose Aufteilung nie gewöhnt. Im Dunkel der Welt hat Jesus das Licht angeknipst. Deshalb tappt er nicht im Dunkel. Er sieht den, dem der Doktor nicht helfen konnte. Er sieht den, den der Fürsorger wegschickte. Er sieht den, den der Priester brandmarkt. Jesus übersieht ihn nicht. Jesus übersieht niemand. Es gibt gar keine Ecke mehr, die im Dunkeln und deshalb außerhalb seines Gesichtswinkels läge. Jesus sieht dich.

Und wenn du mit deinem mittelmäßigen Abizeugnis bei der Vergabe von Studienplätzen glatt übersehen wurdest: Jesus geht vorüber und sieht. Und wenn du trotz Ausbildung jetzt arbeitslos auf der Straße hockst: Jesus geht vorüber und sieht. Und wenn du angesichts von waffenstarrten Nationen vor Angst blind bist: Jesus geht vorüber und sieht. Deshalb wisse: Solange dich Jesus im Auge hat, ist nichts verloren. Jesus macht Licht im Dunkel.

Das ist das eine, was ich dir sagen wollte, und das andere: Jesus bringt Licht ins Dunkel, und zwar ins Dunkel jener quälenden Warumfrage: Warum muss ausgerechnet dieser Mann ohne Augenlicht seine Tage verbringen? Warum muss ausgerechnet dieser Mensch ohne Sehvermögen das Leben meistern? Warum muss ausgerechnet dieser Bettler ein solch herbes Schicksal tragen? Diese Warumfrage kennst du doch auch. Warum muss ausgerechnet ich die Karre zum Schrotthaufen fahren, wo so viele Gasfüße auf die

Menschheit losgelassen werden? Warum muss ausgerechnet ich aus der Firma fliegen, wo so viele Deppen dort ihr Futter verdienen? Warum muss ausgerechnet ich die blöden Kopfschmerzen aushalten, wo so viele Holzköpfe keine Probleme haben?

Die Typen damals suchten eine Antwort in der Vergangenheit: Hat er vielleicht besonders viel auf dem Kerbholz? Oder hat er vielleicht ganz miese Eltern, die ihm nur ein mordsmäßiges Sündenregister vererbt haben? Aber Jesus zeigt in die Zukunft: Die Werke Gottes sollen offenbar werden. Damit wird der Zusammenhang zwischen Schuld und Schicksal nicht einfach vom Tisch gefegt. Es gibt eine Kettenreaktion der Schuld, die sich physisch und psychisch auswirkt. Sünde kann ein ganzes Leben verpfuschen.

Aber hier gilt es in eine ganz andere Richtung zu denken. Jesus verwandelt die Warumfrage in die Wozufage. Die Leute fragen: Warum ist das so? Jesus aber fragt:

Wozu ist das so? Die Leute fragen: Woher kommt das? Jesus aber fragt: Wohin führt das? Die Leute fragen: Was ist die Ursache? Jesus aber fragt: Was ist das Ziel? Die Blindheit ist zu etwas da. Die Behinderung hat etwas zu sagen. Die Krankheit hat einen Sinn, einen tiefen, letzten, unantastbaren Sinn. An ihr soll ihm Gott groß werden. Mit ihr soll ihm Gott begegnen. Durch sie soll bei ihm Gott zum Zuge kommen.



Freunde, das ist das Licht im Dunkel, dass nichts, was uns an Schwerem und Unverständlichem begegnet, letztlich sinnlos ist. Jeder Abend soll dazu dienen, dass der Morgen anbrechen kann. Ja, jede Nacht soll dazu führen, dass der Stern seiner Liebe zu funkeln beginnt.

Ich bin auf einen Satz von Stefan Andres gestoßen, der mir hängengeblieben ist: „Heute danke ich meinem Unglück, dass es mich durch zehn Jahre hindurch arm, unbekannt und einsam ließ und dadurch in die Nähe Gottes trieb.“ Und beim französischen Uniprofessor und

Widerstandskämpfer Jacques Lusseyran, der mit acht Jahren beide Augen verlor, las ich: „Jeden Tag danke ich Gott dafür, dass er mich als Kind blind werden ließ. Dadurch traf ich auf die Freude, die nicht von außen kommt, und auf das Licht, das selbst dann in uns ist, wenn wir keine Augen haben.“

Lieber Freund, warum fällt es dir so schwer, dies auch zu sagen, etwa im Blick auf deine Behinderung: An ihr soll mir Gott groß werden? Behinderung ist nicht nur Verhinderung! Warum kommst du nicht dazu, dies auch zu bekennen, etwa im Blick auf deine Krankheit: Mit ihr soll mir Gott begegnen? Krankheit ist nicht nur Sackgasse! Warum windest du dich, dies auch zu formulieren, etwa im Blick auf deine ganze persönliche, bedrückende Situation: Durch sie soll bei mir Gott zum Zuge kommen? Jesus bringt Licht ins Dunkel. Unsere Geschichte schließt mit einer zweiten Begegnung zwischen dem Heiland und dem Geheilten. Und dabei passiert noch ein Wunder. Zum Augenlicht kommt das Glaubenslicht hinzu. Der Mann erkennt in dem, der ihn gesund gemacht hat, den Sohn Gottes. Vorher war er vielleicht ein Wunderdoktor, ein Heilungskünstler, ein Supermann. Jetzt aber erkennt er nicht nur das Licht der Sonne, sondern auch das Licht der Welt. Und

dies Licht ist heller als tausend Sonnen. Kein Irrlicht, das ein paar armselige Jünger an der Nase herumführt. Kein Stopplicht, das nur interessante Wege verbietet. Kein Rücklicht, das nur das Zurückliegende erhellt. Jesus ist Flutlicht, vor dem die Schatten abhauen. Im Dunkel der Welt ist das Licht der Welt aufgegangen.

Keiner muss unterbelichtet bleiben. Jeder kann endlich hell werden. Alle haben die Chance. Lieber Freund, in diesem Licht blickst du's, und mit diesem Licht tappst du nie durch die Nacht.

XVIII.

Leben mit Bugwelle.

Ob du ne Dauerwelle hast oder nur die Kopfhaut in Falten legst, spielt keine Mundharfe. Ob du ne Bauchwelle hinkriegst oder auf den Bauch fällst, ist völlig belanglos. Ob du die Popwelle magst oder nur in Johann Sebastian Bach badest, hat keinerlei Bedeutung.

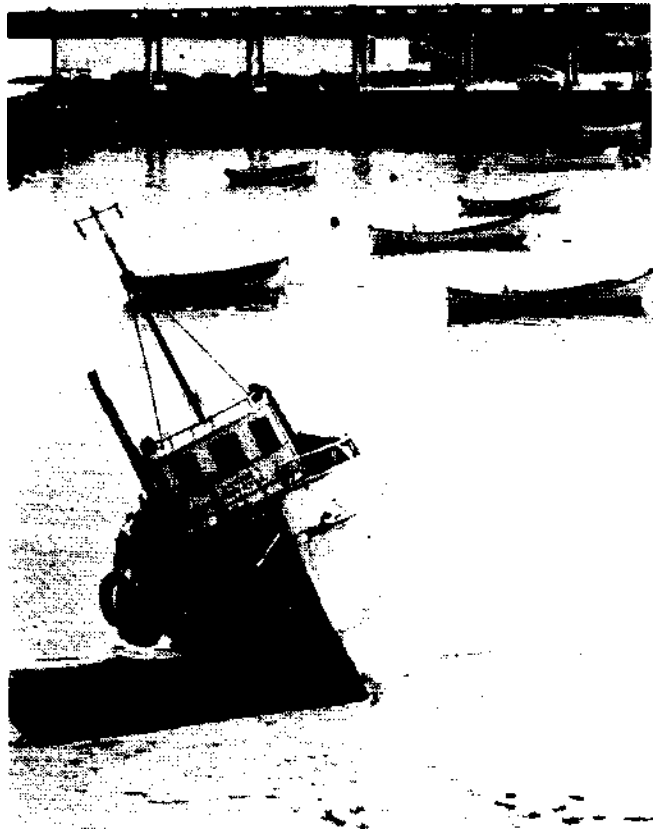
Aber ob dein Leben in Fahrt kommt, ob dein Leben auf Kurs ist, ob dein Leben eine Bugwelle wirft, das ist der Punkt!

Manche liegen noch am Kai, festgezurt mit tausend Knoten. Manche dümpeln sich in seichem Wasser, bewegt von jedem Wind. Manche sitzen schon auf Grund, festgefressen im Schlick. Sie vergammeln und verrotten wie ein alter Äppelkahn.

Aber wir müssen doch aus dem Hafen, über das Meer der Zeit, hin zum ewigen Port. Das Leben ist keine Dreckpfütze, die man durchwaten könnte, sondern ein Ozean mit Abgründen und Sturmtiefs. Wie schaffen wir es bis zum Ziel?

Wie schaffe ich es bis zum Ziel? Mit Surfbrettern und Ruderbooten ist das wirklich nicht zu schaffen. Aber Gott hat eine Möglichkeit eröffnet. Ihm ist es nicht egal, ob du am Ufer hocken bleibst und schließlich in einer Hafenkneipe vergammelst. Ihm ist es nicht gleichgültig, ob du auf dem Wasser umkippst und abgehst wie ein lecker Pott. Ihm macht es etwas aus, wenn du nicht am Ziel anlandest.

Deshalb hat er nicht ein bisschen Mut zugesprochen. Deshalb hat er nicht zum Rudern aufgefordert. Deshalb stimmt er nicht das Lied an: „Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern!“ Nein, er stellte ein Boot bereit. Eine Fähre macht bei uns fest. Ein Schiff lädt zur Überfahrt ein, das Schiff, das sich Gemeinde nennt. Die Falltreppe ist heruntergelassen. Die Türen stehen offen. Plätze sind frei. Der Kapitän Jesus Christus ruft: Steig ein! Komm mit! Fahr über! Alle an Bord! Nur so gibt es ein Leben mit Bugwelle. Wie es näher aussieht, möchte ich dir erklären.



1.

Es ist eine **Lebensgemeinschaft**. Eine griechische Reederei fragte bei mir an, ob ich ihren Ozeanriesen namens Arkadia als Schiffsgeistlicher von Bremerhafen nach Montreal in Kanada begleiten würde. Die dachten wohl, mit diesem Hohlkopf geht unser Schiff nie unter. Jedenfalls war es ein unvergessliches Erlebnis für einen Flachlandtiroler meiner Kragenweite. Die Reise übers Wasser lockte mich. So fuhr ich an die See und ging am Kolumbuskai an Bord. Weil die Fahrgäste erst einen Tag später kamen, hatte ich Zeit, mich bei der 300köpfigen Besatzung bekannt zu machen. War das ein Ding! In den heißen Wäschereien im Bauch des Schiffes traf ich Chinesen aus Hongkong, die weder deutsch noch englisch noch schwäbisch verstanden. Arabische Hilfsarbeiter und deutsche Ingenieure betreuten die riesigen Maschinenanlagen. Matrosen aus Piräus fungierten als Maler. Englische Stewards schrubbten die Kabinen. Der Kapitän und seine Offiziere waren stolze Griechen. Eine bunte Gesellschaft, eine Blütenlese der Nationen. Aber das Auffallende war, dass mir nicht einer auf die Frage: Wer sind Sie? antwortete: Ich bin Wäscher aus Hongkong, oder: Ich bin Tischler aus Le Havre, oder: Ich bin Heizer aus Piräus. Jeder sagte: We are Arkadian, wir sind von der Arkadia, wir gehören der Arkadia. Keiner fühlte sich als Blüte der Nation, sondern war Mitglied einer Besatzung. Arkadian zu sein, das war sein Stolz, das war sein Leben. Ob als einfacher Wäscher oder als begabter Funker, er war gleich wichtig für das Schiff. Jeder war notwendig zur Fahrt über den Atlantik.

So war es im Neuen Testament. Ein Schiff lag bereit, ein Schiff, das sich Gemeinde nannte. Wenn damals die Frage gestellt worden wäre: Wer sind Sie? hätte man dann hören können: Ich bin Jude aus Nazareth, ich bin Grieche aus Philippi, ich bin Orientale, ich bin Ägypter, ich bin schwarz, ich bin gelb, ich bin weiß. Nein, das sagten sie nicht. Sie sagten mit Paulus: Dominus sumus, wir sind des Herrn, wir gehören dem Herrn. Keiner ist Blüte seiner Nation, sondern Mitglied einer Mannschaft. Christ zu sein, das ist unser Stolz, das ist unser ganzes Leben. Ob als reicher Besitzer oder als einfacher Sklave, jeder ist gleich wichtig. Wir sind des Herrn, das schließt zu einer Gemeinschaft zusammen.

Das gilt für alle Gemeindeschiffe bis zum heutigen Tag. Der Herkunft nach sind wir sehr verschieden. Aber wir sind des Herrn! Respekt vor allen Landschaften! Ehrfurcht vor allen Traditionen! Sogar Dank für die verschiedenen Glaubensprägungen. Aber keiner darf sich als Blüte an seinem Stammbaum verstehen, sondern er ist Mitglied einer Gemeinde. Christ zu sein, das ist unser Stolz. Ob als kleiner Jungscharbub oder als gewichtiger Vereinsvorsitzender, jeder ist notwendig zur großen Fahrt. Wir sind des Herrn – das schließt zu einer Gemeinschaft zusammen.

2.

Es ist eine **Arbeitsgemeinschaft**. Sicher kann man sich auf dem Schiff in den Liegestuhl hauen und grillen lassen. Man kann auch über die Reling hängen und Fische füttern. Man kann sich in der Taverne verdrücken und grölen: „Wir lagen vor Madagaskar und hatten die Pest an Bord.“

Das kann man alles. Aber ich sah damals keinen von der Mannschaft, der nicht eine ganz bestimmte Aufgabe hatte. Selbst der leibarme Moses schleppte Koffer und fegte das Sonnendeck.

Die Gemeinde Jesu braucht Arbeiter. Sie braucht Maschinisten, die Dampf machen und keine Angst vor schmutzigen Händen haben. Sie braucht Stewards, die Handlangerdienste tun für andere und um alles besorgt sind. Sie braucht Matrosen, die den Sturm nicht fürchten und wissen, was jetzt angepackt werden muss. Sie braucht Offiziere, die Karten lesen und navigieren können. Sie braucht Funker, die den Kontakt nicht abreißen lassen. Sie braucht solche, die wissen: „Wir wolln uns gerne wagen, in unsern Tagen, der Ruhe abzusagen, die's Tun vergisst. Wir wolln nach Arbeit fragen, wo welche ist, nicht an dem Amt verzagen, uns fröhlich plagen...“

Wo ist dein Platz? Wo ist dein Dienst? Wo ist deine Aufgabe? Es gibt keinen, der auf diesem Schiff stempeln gehen müsste.

3.

Es ist eine **Schicksalsgemeinschaft**. Auf Gedeih und Verderb ist die Mannschaft dem Kapitän ausgeliefert. Sie vertraut ihm, dass er das Schiff auf richtigem Kurs hält.

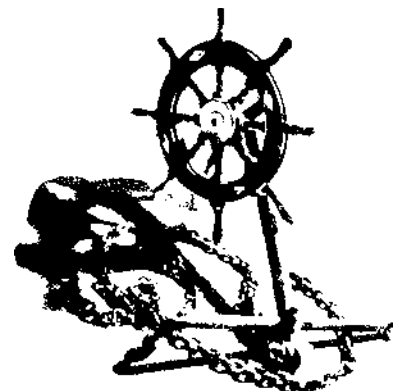
Auf der Arkadia hatten die Männer unten an den Maschinen die Befehle auszuführen, die von oben kamen. Und weil man im Höllenlärm der vielen 1000 PS nichts verstehen konnte, leuchteten die Befehle mit Leuchtschrift an der Wand auf: Stop! Halbe Kraft! Volldampf! Solange diese Zeichen aufleuchteten, wussten die Leute: der Mann auf der Kommandobrücke hat das Steuer in der Hand und behält die Übersicht.

In unserem Lebensraum haben wir keine Übersicht. Wir wissen es wirklich nicht: Geht es dem Hafen oder dem Untergang entgegen? Nur ein Höllenlärm schlägt an unser Ohr. Aber solange an unserer Wand Bibelworte auftauchen, ist keine Gefahr im Verzug: Ich bin bei euch alle Tage! Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!

Die Kommandobrücke ist nicht leer. Er hält den Kurs. Er bringt uns sicher in den letzten Hafen.

Wolfgang Borchert meinte: „Wir sind eine Generation ohne Glück, ohne Abschied, ohne Heimat, denn wir haben nichts, zu dem wir heimkehren können.“ Er hatte die falsche Sicht.

Wir haben einen Herrn, zu dem wir sogar heimgebracht werden. In seine Lebens-, Arbeits- und Schicksalsgemeinschaft müssen wir einsteigen. Dann gibt es ein Leben mit Bugwelle.



XIX.

Bürgerschaft im Himmel.

Wenn ich in London geboren bin, dann habe ich die englische Staatsbürgerschaft. Wenn ich in Marseille geboren bin, dann habe ich die französische Staatsbürgerschaft. Wenn ich in Rom geboren bin, dann habe ich die italienische Staatsbürgerschaft. Und wenn ich in Jesus wiedergeboren bin, dann habe ich die himmlische Bürgerschaft dazu.

Nun lesen wir bei Goethe im Faust: „Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt.“

Nun lesen wir bei Nietzsche in Zarathustra: „Glaubt denen nicht, die von überirdischen Hoffnungen reden.“ Nun lesen wir bei Brecht im Galilei: „Heute ist der 6.1.1610. Der Mensch trägt in sein Journal ein: Es gibt keinen Himmel mehr.“

Wir müssen aber wieder bei den Evangelisten und Aposteln in der Bibel nachlesen.

Dort heißt es bei der Geburt Jesu über dem Feld: „Alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen.“ Und bei der Taufe Jesu am Jordan wird berichtet, dass sich „der Himmel auftrat und der Heilige Geist herabfuhr.“ Und bei der Speisung der 5000 am Seeufer lesen wir, dass er „Brot und Fische in die Hand nahm, auf sah gen Himmel und dankte.“ Und beim Abschied auf dem Ölberg geschah es, dass er seine Jünger segnete, von ihnen schied und auf gen Himmel fuhr.

Jesu ganzes Leben war wie ein großer Bogen, der im Himmel begann, 33 Jahre die Erde berührte und dann wieder in den Himmel einmündete: Wunderanfang, herrlich Ende.

Auch wenn es kein Glas gibt, das diesen Ort ausmachen könnte, auch wenn es keinen Flug gibt, der diesen Ort erreichen könnte, auch wenn es keine Astronomie gibt, die diesen Ort erdenken könnte, so kann uns doch niemand und nichts die Gewissheit nehmen, dass es einen Himmel gibt, ein Aufatmen nach den Krämpfen und Kämpfen, ein Aufschnaußen nach Mühen und Lasten, ein Ausruhen daheim beim Vater. Jesus Christus ist der Garant dafür.

Nun liegt der Schwerpunkt unseres Lebens, der alles gewichtet, nicht mehr in unserem Job, den wir umtreiben. Nun liegt der Richtpunkt unseres Lebens, der alles ausrichtet, nicht mehr in unserem Glück, das wir suchen. Nun liegt der Fluchtpunkt unseres Lebens, auf den alles hinflieht, nicht mehr in unserem Sterben, das wir erleiden. Unsere Bürgerschaft ist im Himmel.

XX.

Mensch, bedenk die Ewigkeit.

Ghristen warten nicht auf ihr letztes Stündlein, sondern auf des Herrn Stunde.

Auch wenn Spötter meinen, diese Zeit sei längst verstrichen. Es hat nie an Rechnern gefehlt, die die Wiederkunft des Herrn bis auf die Stunde genau vorausberechnen wollten. Sie lasen die Bibel wie einen Fahrplan der Bundesbahn.

Menschen glaubten diesen Ankunftszeiten und scheuten keine Mühe, um auf die richtigen Bahnsteige zu kommen. In Russland oder Amerika warteten und warteten sie – und wurden bitter enttäuscht. Diese Enttäuschung ist die Wurzel jenes Unglaubens, dass des Herrn Stunde verstrichen sei.

Die Bibel ist kein Kursbuch und Gottes Zeit keine Mitteleuropäische Zeit.

Gott hat weder einen altmodischen Chronometer noch eine neumodische Quarzuhr.

Gott misst nicht in Zeiteinheiten des Internationalen Einheitssystems.

Gottes Uhr hat einen eigenen Pendelschlag.

Wenn sie bis heute noch nicht abgelaufen ist, so nicht, weil die Feder vielleicht gesprungen wäre.

Seine Uhr ist nicht reparaturbedürftig. Wir warten noch auf des Herrn Stunde, weil er uns noch stundet. Dass Jesus noch nicht wiedergekommen ist, ist keine Saumseligkeit, sondern Barmherzigkeit.

Gott hat Geduld mit uns. Er schreibt nicht sofort ab.

Er will, dass keiner verlorengelht.

Er hat ein brennendes Interesse daran, dass wir umkehren, bevor es zu spät ist. Er ruft: „Zwölf, das ist das Ziel der Zeit, Mensch, bedenk die Ewigkeit!“



LEBEN JA – ABER WIE?

XXI.

Leben ja – aber wie?

Der junge Mann wollte leben. Er wollte ganz leben, wirklich leben, endlich leben. Er wusste:

1. Ein arbeitsreiches Leben bringt es nicht.

Nur schlafen, arbeiten, schlafen, arbeiten, und dazwischen ein Bissen Brot, das ist der Rhythmus einer Ameise, aber nicht eines Menschen. Von Arbeit wird man nicht satt: Ein arbeitsreiches Leben bringt es nicht. Der junge Mann wusste weiter:

2. Ein strebsames Leben bringt es auch nicht.

Trotz seiner jungen Jahre stand er ja schon oben auf der Karriereleiter. Mitglied des Hohen Rates war er, also Mitredner in der höchsten kirchlichen und weltlichen Behörde, Oberkirchenrat und Ministerialrat zugleich. Karriere, Ansehen, Machtbefugnisse bringen Befriedigung: aber Erfüllung? Albert Einstein war es, der formulierte: „Die banalen Ziele menschlichen Strebens: Besitz, äußerer Erfolg, Luxus erscheinen mir seit meinen Jugendjahren verächtlich.“ Ein strebsames Leben bringt es nicht. Und der junge Mann wusste:

3. Eine Flucht aus dem Leben bringt es erst recht nicht.

Das Gefühl der Sinnlosigkeit, das gegenwärtig ohne Visum alle Grenzen überschreitet, erzeugt Fluchtgedanken. Nur weg von diesem sinnlosen Einerlei, ins Vergnügen, in die Diskotheken, in die sehr frühen Ehen, in den Alkohol, in die harten Drogen – und ganz am Ende, in den Selbstmord! Aber das kann doch nicht der Sinn des Lebens sein, es zu zerstören. Andre Malraux war es, der ausrief: „Niemand lebt davon, dass er das Leben verneint.“ Die Flucht aus dem Leben bringt es nicht.

Der junge Mann will kein arbeitsreiches Leben und kein strebsames Leben und keine Flucht aus dem Leben: „Meister, was soll ich tun, dass ich das ewige Leben habe?“ Er will „ewiges“ Leben. Er will nicht Arbeit, Karriere, Flucht. Er sucht Ewigkeit, tiefe, tiefe Ewigkeit. Denn das ist mehr als nur eine Lebensversicherung für das Jenseits. Er will ein

dauerhaftes, den Tod überwindendes und die Vergänglichkeit hinter sich lassendes Leben. Er will ein sinnvolles und erfülltes Leben. Er will leben, ganz leben, wirklich leben, ewig leben. Und das wollen wir doch auch: ein Leben, in dem der Tod sein Büttelrecht verwirkt hat; ein Leben, das nicht mehr von den Wogen des Hasses überspült wird; ein Leben, frei von Angst und Verzweiflung; ein Leben, prall gefüllt mit dem Sauerstoff der Hoffnung.

Was sollen wir tun, dass wir das ewige Leben haben? Jesu Antwort ist verblüffend einfach. Er verweist nämlich ganz schlicht und ergreifend auf die Zehn Gebote. Er verlangt keine Spitzenleistung in Sachen Frömmigkeit. Er will kein Übersoll in punkto Glauben. Jesus sagt:

4. Halte die Gebote Gottes!

Dem jungen Mann war dieser Jesus als Gesetzesbrecher bekannt. Immer wieder hatte sich sein Kollegium mit dem Fall „Jesus von Nazareth“ zu beschäftigen gehabt. Einmal hieß der Tagesordnungspunkt: „Verletzung des Sabbatgebotes durch den Wanderprediger Jesus.“ Und das andere Mal: „Übertretung des ersten Gebotes durch den Nazarener.“ In seinen Augen hatte dieser Jesus die Gebote Gottes seiner Zeit angeglichen und modernisiert. Jesus aber sagte: „Halte die Gebote!“ Ich habe nichts annulliert und nichts modernisiert. „Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist; ich aber sage euch.“ Ich habe restauriert und sogar radikalisiert. Die Gebote Gottes sind in Geltung. Die Gebote Gottes sind der Mörtel unseres Lebens.

Ja, der Dekalog ist der Mörtel unserer Gesellschaft. Wenn er zerbröckelt, gibt es keinen Halt mehr im Leben. Wenn er aufgelöst wird, ist unsere Gesellschaft am Ende. Mit ein paar Parolen zur Mitmenschlichkeit ist nichts mehr zu flicken. Deshalb haltet die Gebote!

Unser junger Freund hält dem allem stand. Selbst in diesem Licht sieht er keinen Fleck auf seiner weißen Weste: „Das habe ich alles gehalten. Was fehlt mir noch? Jesus sagt das zweite:

5. Halte die Gebote Gottes ganz!

Wörtlich fährt Jesus so fort: „Gehe hin, verkaufe was du hast, gib's den Armen und folge mir nach!“ Jetzt zuckt der junge Mann zusammen. Geht es hier um einen Kurs für Fortgeschrittene? Ist das die Doktorarbeit für ganz Fromme? Fügt Jesus ein 11. Gebot für hervorragende Christen an? Damit wäre allem Bisherigen eine besondere Leistung hinzugefügt, eine erhebliche Leistung, die der junge Beamte nicht übers Herz bringt. Verlangt Jesus dies wirklich: Alles verkaufen, alles hergeben, alles dahinten lassen?

Von manchen hat er es verlangt: Von Matthäus, von Markus und Lukas und von Petrus Waldus und von Franz von Assisi auch. Manche trifft der Ruf, der solchen Verzicht einschließt. Trotzdem ist er kein weiteres Gesetz. Wollte jemand das hier Verlangte wirklich leisten und wäre es ihm nichts weiter als eine religiöse Pflichtübung, dann wäre er keinen Schritt weiter. „Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze“, kommentierte Paulus.

Ein Gesetz, ein 11. Gebot, eine besondere Leistung ist es nicht. Aber was ist es dann? Ganz einfach ein Test. Der junge Mann soll nichts weiter tun, als das 1. Gebot einmal ganz

halten, nämlich: „Gott über alle Dinge fürchten, lieben und ihm vertrauen.“ Jesus hat ihn einmal beim 1. Gebot getestet, wie es denn bei ihm mit dem steht, was eigentlich selbstverständlich sein müsste. Und eben über diesem Test scheitert der junge Mann. „Eines fehlt“ ihm, nein, alles fehlt ihm.

Das ist der Test auch für uns. Nicht darauf kommt es an, ob wir alles hergeben. Nicht jeder ist Franz von Assisi oder Petrus Waldus. Aber wir werden daraufhin geprüft, ob Jesus bei uns nur an der Peripherie unseres Lebens eine Rolle spielt oder im Zentrum. Jesus will nicht nur eine registrierbare Anständigkeit, sondern einen Gehorsam, der ihm ebenso ungeteilt dient, wie Gott in sich selbst ungeteilt ist. Ihn „über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen!“

Jesus muss bei uns über alles gehen, über Beruf, über Ansehen, über Lohnstreifen, über Besitz. Denken Sie bitte einen Augenblick an das Liebste in Ihrem Leben! Denken Sie vielleicht an Ihre Frau, an Ihre Freunde, an Ihr Kind. Denken Sie an Ihre Gesundheit, an Ihre Kraft, Ihren Beruf! Denken Sie an Ihren Schmuck, an Ihren Garten, an Ihr Haus! Könnten Sie es um Jesu willen lassen? Könnten Sie es? Wenn nicht, dann sind Sie geteilt und haben kein ungeteiltes Herz für ihn. Jesus will nur solche, die ganz sein sind oder es ganz sein lassen. Haltet die Gebote ganz!

Unser Freund geht geschlagen, betrübt davon. Denn er hatte „viele Güter“; denn er liebte seine Spezialfreuden; denn er mochte seine Karriere nicht aufs Spiel setzen; denn er meinte, auf Menschen Rücksicht nehmen zu müssen. Weil ihm dies eine fehlte, fehlte ihm alles. Die Jünger sind betroffen. Sie fragen zurück: „Ja, wer kann denn dann das ewige Leben haben?“ Jesus sagt ein Letztes:

6. Halte dich ganz an Gottes Angebot!

Das ewige Leben zu erlangen ist nämlich grundsätzlich menschenunmöglich. Wir wollen immer wieder selbst in den Himmel steigen. Die Religionen, Ideologien und Weltanschauungen zeigen uns Leitern, die angeblich ganz dorthin hinaufreichen. Ich sah einen Malermeister, wie er an einem fünfstöckigen Haus die Dachrinne streichen musste. Er hatte drei Leitern aufeinander gebunden, um hinauf zu gelangen. Wir können aber zehn, hundert, tausend und mehr Leitern aufeinander binden, den Himmel erreichen wir nicht. Bei den Menschen ist das unmöglich. Das ist die Schlussbilanz einer Theologie des Gesetzes. Aber „bei Gott sind alle Dinge möglich“, das ist die Zusammenfassung des Evangeliums.

Hier wird uns eine Leiter gezeigt, die vom Himmel zur Erde hinabreicht. Jesus ist heruntergestiegen und hat seinen Fuß auf diese Erde gesetzt. Er ging zu den Gottsuchern und sagte ihnen: „Ich bin das Leben.“ Er ging zu den Glücksuchern und sagte ihnen: „Ich verkündige euch große Freude.“ Er ging zu allen und sagte: „Kommet her zu mir!“ Denn alle, die an ihn glauben, sollen „nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Das ist kein Anlauf, kein Aufschwung, keine Anstrengung, sondern sein Angebot. Er will uns das schenken, dies dauerhafte, den Tod überwindende, die Vergänglichkeit hinter sich lassende Leben, wenn wir zwei leere Hände haben, um es zu fassen. Der junge Mann hatte nur eine Hand frei, mit der anderen hielt er sich an seinem Besitz fest. Aber Jesus ist Gottes Angebot. „Ewigkeit, in die Zeit leuchte hell hinein, dass uns werde klein das Kleine und das Große groß erscheine!“

XXII.

Ätemholen.

Kürzlich war ich beim Arzt.

Wenn einer älter wird, muss er zum TÜV. Genügt das Profil? Blättert der Lack? Fristet der Rost? Bricht das alte Vehikel zusammen?

Der Mann im weißen Kittel machte es genau und klopfte die ganze Karosserie ab. „Nun noch ein EKG!“ meinte er. Natürlich dachte ich an das Evangelische Kirchengesangbuch und wollte schon ein „Lobe den Herrn“ anstimmen. Aber er verkabelte mich und schaute auf einen Bildschirm. Dort zeichneten meine Herzströme lustige Kurven wie beim Werbefernsehen.

Schließlich gab er mir die Plakette mit einer Auflage: „Kaufen Sie einen Heimtrainer. Damit täglich 15 Minuten raus aus dem Stress! Das ist gut fürs Herz.“

Du hast es einfacher. Du brauchst nicht zum Arzt. Du musst dir nichts kaufen. Nimm deine Bibel. Damit täglich 15 Minuten raus aus dem Stress!

Das ist gut für deine Seele. Nimm dir doch Zeit zur Stille.

XXIII.

Bibellesen.

Der Mann hat Karriere gemacht. Sicher hatte er in Mathe eine Eins und kam als Stift aufs Finanzamt. Dort stieg er unaufhaltsam auf: vom Unterpfennigfuchser zum Opferpfennigfuchser, dann zum Hauptpfennigfuchser und Regierungspfennigfuchser bis zum Staatspfennigfuchser im äthiopischen Finanzministerium. Und als dann der Sessel des Finanzministers frei wurde, berief Königin Kandake von Kusch eben diesen Aufsteiger in ihr Kabinett. Vom Boy zum Boss, mit diesem Titel hätte man die Geschichte dieses Senkrechtstarters vermarkten können. Doch, der Mann hat Karriere gemacht, und das hat Spaß gemacht.

Dann ein weiteres: der Mann hat Money gemacht. Einer, der über Tausende von Barren Gold zu wachen hatte, musste vor Bestechlichkeit geschützt werden. Deshalb wurde er nicht nach A 16 plus Ministerialzulage besoldet, sondern nach Auskunft der Kenner mit unbezahlbaren Edelsteinen. Die Tausend-Mark-Scheine gehörten bei ihm zum Kleingeld und die Hunderter zum Trinkgeld. Im Gegensatz zum Wasser fließt das Geld immer nach oben. Pekuniäre Sorgen kannte er nicht. Doch, der Mann hat Money gemacht, und das hat high gemacht.

Und noch eines: Der Mann hat Urlaub gemacht. Für ein paar Wochen verabschiedete er sich von Ihrer Exzellenz, ließ seine Nobelkarosse vorfahren, bestieg diese R 4 (vier Räder!), winkte seinen Vertretern bye – bye und staubte mit 2 PS zum Tor hinaus. 1500 km weit ging es Richtung Norden, über Berge und Täler hinweg, durch Steppen und Urwälder hindurch, an Giraffen und Rhinozerossen vorbei. Auch wenn Schotterstraßen die Bandscheiben massierten, weil Stoßdämpfer noch nicht erfunden waren, so dämpfte das die Reiselust nicht. Doch, der Mann hat Urlaub gemacht, und das hat Lust gemacht.

Aber, und das ist die Frage, hat das alles auch Freude gemacht? Freude ist mehr als Spaß haben, denn wenn die Karriere aus ist, ist auch der Spaß aus. Freude ist mehr als High – Sein, denn wenn das Money aus ist, ist null das High – Sein aus. Freude ist mehr als Lust verspüren, denn wenn der Urlaub aus ist, ist auch die Lust aus. Echte Freude ist unabhängig von Erfolgsleitern, Gehaltskonten und Urlaubstagen. Volle Freude hat Marke „Indanthren“, das heißt lichteht, farbecht, kochecht. Wirkliche Freude kann einem durch nichts mehr genommen werden. Freude auch im Leide! Genau die aber ist unserem Herrn Minister begegnet. Bei ihm ist sie zu entdecken. „Er zog seine Straße fröhlich.“ Was hat ihm also Freude gemacht?

1. Gottes Wort lesen, das hat Freude gemacht.

Im Jerusalemer Tempelkiosk erstand er sich ein Souvenir. Das war kein billiger Kitsch, wie es Heilige – Land – Fahrer mit nach Hause bringen: eine Bundeslade als Streichholzschachtel, ein Allerheiligstes als Aschenbecher. Sein Geldbeutel erlaubte eine

teure Buchrolle, wie sie nur Schriftgelehrte auf ihren Lesepulten haben: Jesaja Kapitel 53. Mit dieser Heiligen Schrift unterm Arm bestieg er seine abgasarme und umweltfreundliche Karre, ließ mit der Peitsche Gas geben und ratterte mit 15 Sachen Richtung Heimat. Unterwegs entrollte er seine Neuanschaffung und begann, laut zu lesen: „Er ist wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird.“ Der Mann stockte und fragte sich: Wer wird geschlachtet? Dann las er weiter: „Er ist wie ein Lamm, das zur Schur geschleppt wird.“ Der Mann hielt inne und fragte sich wieder: Wer wird geschoren? Dann las er noch einmal: „Er ist wie einer, der ungerecht verurteilt wird.“ Der Mann schaute auf und fragte sich zum dritten Mal: Wer wird verurteilt?

Beim Bibellesen entstehen Fragen. Verwechseln wir es nicht mit Asterix-Lesen, wo selbst der Analphabet keine Probleme hat. Wer noch nie Fragen über die Bibel hatte, hat sie noch nie richtig gelesen. Nur dürfen sie nicht begraben, sondern müssen besprochen werden. Und Gottes Regie wird dafür sorgen, dass im richtigen Augenblick der richtige Gesprächspartner zur Verfügung steht, wie damals, als plötzlich ein Anhalter an der elenden B 1 nach Gaza auftauchte.

Der stieg in die Kutsche und in den Text ein: Schaf und Lamm, das ist Jesus, mein Herr! Gott kommt nicht wie ein Elefant, der alles zertrampelt. Gott kommt nicht wie eine Löwe, der alles zerreißt. Gott kommt nicht wie ein großes Tier, vor dem man Reißaus nehmen müsste. Gott kommt in Jesus wie ein Wollschaf, das Wärme geben, Liebe schenken, Vertrauen gewinnen will und dann noch bereit ist, stellvertretend in den Tod zu gehen. Kein unfasslicher Gott, sondern ein Gott zum Anfassen. Dies Wort vom Schaf hat dem Minister in seiner Welt der Wölfe Eindruck gemacht. Dies Wort vom Lamm hat diesem Minister in seiner Welt der Löwen Mut gemacht. Dies Wort der Bibel hat ihm einfach Freude gemacht.

Warum bleiben wir mit unseren Fragen so allein? Warum laden wir uns nicht den Philippus auf die Bude oder lassen uns gar als Philippus auf die Bude laden? Warum drücken wir uns oft genug um die wichtigsten Fragen des Lebens herum? Jedem soll doch über der aufgeschlagenen Bibel im Zweier- oder Vierer- oder Zehnergespräch das aufgehen: Gott kommt in Jesus wie ein Wollschaf, damit wir uns nicht in die Wolle kriegen müssen, sondern in Frieden mit ihm und untereinander leben können. Gottes Wort lesen, das macht Freude. Und das andere:

2. Gottes Wort lieben, das hat Freude gemacht.

Gemütlich schaukelt der R 4 durch ein wasserführendes Wadi, so nach dem Takt: Hoch auf dem gelben Wagen sitz ich beim Schwager vorn, hurtig die Rosse sie traben . . . Aber plötzlich quietschten die Bremsen. Ein Ruck ging durch die Reisegesellschaft. Der Zweiachser mit den zwei Vierhaxern stand. Dann zeigte der Spitzenpolitiker hinüber zu dem Flusslauf. Wollte er seinem Hitchhiker die Schönheit afrikanischer Landschaften zeigen? Oder wollte er auf einen seltenen Vogel im Schilf aufmerksam machen? Oder wollte er gar ein kühlendes Bad nehmen? Nichts von alledem. Was hindert's, dass ich mich taufen lasse? fragt er.

Was hindert's, dass ich mich hineinbinden lasse? Was hindert's, dass ich mich hineinnehmen lasse? Ihm war ja über der Bibel nicht nur das Auge geöffnet und das Interesse geweckt, sondern auch die Liebe entzündet worden. Und Liebe zielt immer aufs Ganze. Das ist schon zwischen uns Menschen so. Wenn beispielsweise der Alexander die Eulalia liebt, dann genügt es ihm doch nicht, in seinem Ohrensessel über beide Ohren

verknallt zu sein. Es genügt ihm auch nicht, errötend ihren Spuren zu folgen und über Kilometer hinweg sie anzuhimmeln. Es genügt ihm erst recht nicht, im Weltschmerz die Dachluke zu öffnen und in Richtung Schwärm hinauszujauchzen: Dein ist mein ganzes Herz und soll es ewig bleiben. Nein, der Alexander will's der Eulalia sagen. Er will ihr seine Liebe zeigen. Er will für immer mit ihr zusammensein. Und so soll das nicht nur zwischen uns Menschen, sondern auch zwischen uns und Gott sein.

Wenn einer seinen Herrn liebt, dann kann ihm doch kein frommer Gedanke genügen, den er am Heiligen Abend bei der Christmette verschwendet. Dann kann ihm doch auch kein süßer Blick genügen, mit dem er ab und zu nach oben himmelt. Dann kann ihm erst recht kein warmes Gefühl genügen, das ihm in der Brustgegend zu schaffen macht. Der Glaubende will's Gott sagen. Er will ihm seine Liebe zeigen. Er will für immer mit ihm zusammensein. Liebe zielt immer aufs Ganze. Deshalb stieg unser Mann in den Fluss hinab. Mit dem kurzen Bekenntnis auf den Lippen: Ich glaube, dass Jesus Christus Gottes Sohn ist, hat er ganze Sache gemacht. Und dieser Taufakt unter freiem Himmel hat Freude gemacht. Beruhigen wir uns nicht mit unserer Taufe, die wir vor 15 oder 20 Jahren über uns ergehen ließen. Sie bleibt ein Schlag ins Wasser, wenn wir nicht an einem Kilometerstein unseres Lebensweges anhalten und in Gottes Hand einschlagen: „Bei dir, Jesu, will ich bleiben, stets in deinem Dienste stehn!“ Warum schieben wir es immer wieder vor uns her, als ob alles Ding gut Weil hätte?

3. Gottes Wort leben, das hat Freude gemacht.

Als der Urlauber nach wochenlanger Abwesenheit seinen Fuß wieder auf die Straße der königlichen Residenz setzte, da war es das alte Pflaster. Und als er nach tiefen Eindrücken wieder an seinen Schreibtisch kam, da stapelten sich die alten Aktenstöße. Und als er nach unvergesslichen Stunden sich bei Ihrer Exzellenz zurückmeldete, da war es die alte Heidin, die mit dem Christenglauben nichts am Hut hatte. Gott hatte ihn nicht ins Schlaraffenland weggeschickt, sondern ins Mohrenland zurückgeschickt.

Keinem bleibt die alte Welt erspart. Wir hätten das gerne. Wir wünschten uns das. Wir rechnen damit. Aber Christsein geschieht auf dieser waidwunden Erde. Wenn dem Minister aber das alles keine Bange und Sorge, sondern Freude gemacht hat, dann deshalb, weil er jetzt mit Gottes Wort lebte: morgens, wenn er seinen Terminkalender überflog: „Meine Zeit steht in deinen Händen“; vormittags, wenn er wichtige Entscheidungen zu treffen hatte: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe; nachmittags, wenn Katastrophenmeldungen auf seinen Tisch flatterten: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“; abends, wenn er den Tag überdachte: „Herr, sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge alle meine Sünden.“

Rund um die Uhr mit Gottes Wort leben, an der alten Tenne, in der alten Klitsche, auf dem alten Bau, dann bleibt die gute Nachricht brandneu. Gottes Wort leben, das macht Freude. Doch er zog seine Straße fröhlich. Wie ziehst du? (*Apostelgeschichte 8,26 – 40*)

XXIV.

Proviant für unterwegs.

Daniel T. Niles, ein Theologe aus der Dritten Welt, berichtet aus der Studienzeit an der Theologischen Schule in Bangalore. Mit drei Freunden musste er eines Tages die Wasserfälle von Shimoga besichtigen. Sie wollten frühmorgens aufbrechen. Brote für die Reise waren vorbereitet und die Thermosflasche mit Kaffee gefüllt. Unglücklicherweise aber wurde der Marsch im letzten Augenblick abgesagt. So aßen die Studenten die fertigen Brote des Frühstücks zu Hause und tranken den Kaffee dazu: „Ich weiß heute noch, wie fade die Brote schmeckten und wie der Kaffee ohne Aroma war. Bei einer Rast auf dem Marsch hätte beides herrlich geschmeckt, aber am Frühstückstisch war es fade.“ D. T. Niles schloss daran an: „Das Wort Gottes ist Proviant für unterwegs. Viele kümmern sich nicht darum, weil sie den Proviant nicht brauchen, sie führen ein sesshaftes Leben. Und an dem, was sie da zu Hause essen, finden sie keinen Geschmack. Ein schönes Tischtuch und Blumen auf dem Frühstückstisch machen es auch nicht. Selbst Musik beim Mahl ändert nichts. Die Brote sind für den Weg. Steh auf und verlasse das Haus!“

Eine Gemeinde, die ausruht, ist keine Gemeinde. Christen, die nur zu Hause sitzen, sind keine Christen. Jesu Leute sind unterwegs in der Welt. „Ihr seid das Licht der Welt“, hat Jesus gesagt, und dieser Verantwortung können wir nicht entfliehen. Unterwegs, mit dem Wort Gottes, durch die Welt zur Ewigkeit, darum geht es.

XXV.

Geisterfahrer oder Geistfahrer?

Achtung Autofahrer! Auf der A 8 zwischen Heimsheim und dem Stuttgarter Dreieck kommt Ihnen ein Fahrzeug entgegen. Fahren Sie bitte ganz rechts. Wenn die Gefahr vorüber ist, geben wir wieder Nachricht.“ So meldet sich der Verkehrsfunk, wenn einer die falsche Auffahrt erwischt hat. So warnt das Radio, wenn einer von allen guten Geistern verlassen ist. So funkt die Polizeistreife, wenn einer mit Kirschgeist oder Himbeergeist im Kopf über die Betonpiste rast. Geisterfahrer haben einen richtigen Führerschein. Geisterfahrer haben ein richtiges Auto. Geisterfahrer haben die richtige Spur. Aber Geisterfahrer haben die falsche Richtung. Deshalb sind sie brandgefährlich. Der Unfall ist programmiert. In einem Schrotthaufen geben sie ihren Geist auf.

Leider gibt es Geisterfahrer nicht nur im Verkehr. Geisterfahrer gibt es im Glauben. Sie haben den richtigen Taufschein. Sie haben das richtige Bekenntnis. Sie haben den richtigen Jugendkreis. Aber sie haben die falsche Richtung. So wie die ersten Geisterfahrer, von denen das Neue Testament berichtet. Auf der israelitischen B1 mit Kriechspur für Eselstreiber sind sie unterwegs. Aber anstatt dass sie auf der Strecke Emmaus – Jerusalem vorwärts fahren, fahren sie auf dieser Strecke zurück. Kleopas und sein unbekannter Co-Pilot sind vom Zeitgeist benebelt, der ihnen sagt, dass alle Heilsbringer nur Scharlatane sind, auch dieser Jesus. Sie sind vom Irrgeist angekratzt, der ihnen weismacht, dass jede Hoffnung nur eine Seifenblase ist, auch die des Jesus. Sie sind vom Ungeist befallen, der ihnen klarmacht, dass mit dem Tode alles aus sei, auch bei Jesus. Sie sind von allen guten Geistern verlassen. Deshalb sind sie brandgefährlich. Das Unheil ist programmiert. Sie reißen andere mit in den Abgrund.

Wohin fährst du? Zurück in den Zweifel oder vorwärts in die Gewissheit? Woran denkst du? Zurück an den alten Trott oder vorwärts an den neuen Rhythmus? Wer bist du? Geisterfahrer oder Geistfahrer? Man muss doch wissen, wohin es geht.

Die damals hielten rechtzeitig an und nach einer Sprechstunde, nach einer Bibelstunde und nach einer Abendmahlsstunde mit diesem Jesus stimmte die Richtung wieder. Machen wir es auch so. Übrigens: nachzulesen im 24. Kapitel des Lukas-Evangeliums.

1. Sprechstunde muss sein.

Zuerst sprechen sie nur miteinander. Aber dann war plötzlich ein Anhalter bei ihnen aufgetaucht und hörte ihrem frustrierten Reden zu: „Der schwarze Freitag ist eine einzige Katastrophe! Das Gerede vom leeren Grab ist ein einziges Weibergewäsch! Alles, aber auch gar alles, ist im Eimer!“ Und dieser Jesus incognito fängt nicht an zu schimpfen: „Was seid ihr für armselige Typen?“ Er fährt ihnen auch nicht in die Parade: „Was sind das für gotteslästerliche Reden?“ Jesus schulmeistert sie nicht: „Und das wollen aufgeklärte, gebildete Juden sein?“ Nein, Jesus ist kein Diskutant, kein Schulmeister. Er ist und bleibt

Seelsorger der teilnehmend zuhört. Jesus lässt die elf Apostel sitzen und kümmert sich um zwei Niedergeschlagenen. Jesus überlässt den Pilatus einer anderen Gerichtsbarkeit und eilt zu den Bekümmerten. Jesus verlässt die Tempelstadt und hört den Zweiflern zu.

Auch heute taucht er wieder an deinem Weg auf. Er hat immer Sprechstunde für dich. Er ist ganz Ohr. Ihm kannst du das sagen, was du nicht einmal deinem besten Freund oder deiner besten Freundin sagen willst. Ihm kannst du das bringen, was dich seit Wochen blockiert. Ihm kannst du das aufladen, was dir im Kreuz liegt. Seitdem das Holzkreuz stand, gibt es nichts mehr, was ihm das Kreuz brechen könnte. Sprechstunde mit Jesus muss sein.

1. *Bibelstunde muss sein.*

Jesus sticht ihnen den Star, indem er die Bibel öffnet. Am Parkstreifen findet das erst Bibelstudium statt. An der Leitplanke ist Bibelkolleg, Bibelstunde im Grünen. Jesus reißt die Decke vom Alten Testament und macht es transparent für die Spur des Sohnes Gottes. „Musste nicht Christus solches leiden?“ liest er. Gottes Spur führt immer in die Tiefe und dann erst in die Höhe. Sie gleicht nicht den Serpentinwegen, die die Badeorte umgeben, damit die Kurgäste die Stadt von allen Seiten sehen können. Diese Wege sind sanft und gepflastert, mit Ruhebänken und Aussichtsplatten, gut für Herzranke und Kreislaufgeschädigte. Nur gehen solche Wege im Kreis und führen zum Ausgangspunkt zurück. Gottes Spur ist steil und dornig. Manchmal überhaupt kaum zu finden, weil sie so wenig begangen wird. Aber sie hat ein Ziel. Die ganze Bibel zielt auf den Christus, oder umgekehrt: dieser Christus begegnet uns im Wort und nur im Wort. Deshalb braucht es Bibelstunden. Sie sind kein überflüssiger Zuckerguss am frommen Kuchen. Sie dienen der Spurensicherung für den richtigen Weg.

Auf dem Tisch neben Martin Luthers Totenbett wurde ein Zettel gefunden. Darauf stand gleichsam als Vermächtnis des Reformators: „Du lege nicht Hand an diese göttliche Aneis, sondern verehere gebeugt ihre Fußstapfen. Wir sind Bettler, das ist wahr.“ Die Bibel zeigt mir an den Fußstapfen der Väter eine Spur nach Hause. Und am heimatlichen Hoftor erwartet den abgerissenen Irr- und Geisterfahrer kein bellender Zerberus, sondern ein liebender Vater, der mich aufnimmt. Bibelstunde mit Jesus muss sein.

3. *Abendmahlsstunde muss sein.*

Bleibe bei uns, denn es will Abend werden. Bleibe bei uns, denn es will Nacht werden. Bleibe bei uns, denn es will uns Angst werden. Jesus nimmt die Einladung so an, dass er das Brot nimmt, bricht und ihnen gibt. Nehmet hin und esset! An unserer Lebensstraße hat er Rastplätze angelegt. Dort will er uns stärken. Abendmahl ist Mahlzeit unterwegs. Keiner ist auf Selbstverpflegung angewiesen. Keiner muss hungrig seines Weges ziehen. Keiner muss durstig hier weggehen. Keiner! Sicher drängt er sich keinem auf, aber er sagt: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. So jemand meine Stimme hören wird und auf tun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten.“

Doch, Sprechstunde, Bibelstunde, Abendmahlsstunde mit Jesus muss sein. Mit Jesus bleibst du in der Spur. Mit Jesus stimmt die Richtung. Mit Jesus wirst du kein Geisterfahrer zum Tod, sondern ein begeisterter Fahrer zum Leben!

XXVI.

Beten - wie macht man das?

Ich bin happy, Jesus! Äh – ich weiß, ich sollte ein Dankgebet im Tempel sprechen! Mache ich auch gleich noch! Meine Beine Jesus, meine Beine! Sie funktionieren wieder! Siehst du's? Stehen kann ich, und laufen! Ganz allein, ohne fremde Hilfe! Sogar springen! Pass mal auf, so . . . Toll, was? Einfach toll, wie du das gemacht hat!

Ich muss gleich noch ein richtiges Gebet sprechen, wie sich's gehört. Aber erst einmal muss ich dir sagen, Jesus, wie glücklich ich bin. Ich . . ., ich kann's kaum lassen, Jesus, ich . . . Träume ich, oder ist es Wirklichkeit?

Seit ich lebe, bin ich lahm gewesen. Kannst du dir das vorstellen. Ich hab' nie gewusst, wie das ist, wenn man sich mit eigener Kraft dahinbewegen kann, wo man hin will. Hab' nur immer die andern laufen sehen. Seit Jahrzehnten schon schleppen sie mich jeden Morgen hierher vor die schöne Tempeltür, damit die frommen Leute Mitleid haben und mir was in den Hut schmeißen. Und da kommen nun diese beiden Männer, wie heißen sie noch? Einer hat einen Namen, der an einen Stein erinnert – Petrus, ja, so heißt er. Und sein Freund Johannes. Die geben mir nichts – sie haben wohl auch nichts –, aber sie sagen: Steh auf! Einfach so – steh auf!

Aber was erzähle ich dir das. Du warst ja dabei. Ich hab' dich zwar nicht gesehen, aber Petrus hat gesagt, du hättest das gemacht, dass ich wieder gehen kann. Du, Jesus! Ich kannte dich ja noch nicht. Bist du mir deshalb böse? Nein, sicher nicht. Aber jetzt kenne ich dich. Du bist großartig, Jesus. Was du alles kannst, ich bin vor Staunen platt.

Weißt du, weil du das so kannst – da sein, wo man dich nicht sieht –, deshalb rede ich auch mit dir. Meine Verwandten würden sicher denken: Der spinnt, wenn sie hören könnten, wie ich mit dir rede. Aber irgendwie muss ich einfach sagen, wie glücklich ich bin. Ehe ich gleich zum Gebet gehe. Weißt du, ich bin innerlich so aufgewühlt, da kann ich noch nicht richtig beten. Darum rede ich nur mal eben mit dir.

Du kennst mich doch sicher auch von früher – oder? Völlig aufgeschmissen war ich mit meinen lahmen Beinen. Darum war ich auch nie im Tempel. Nicht aus böser Absicht. Einfach, weil's nicht ging. Damit will ich nicht sagen, dass ich ein Vorbild an Frömmigkeit gewesen wäre - eher das Gegenteil. Naja, halt wie die meisten Leute. Für die meisten ist Religion ja nichts, was einen vom Stuhl reißt.

Aber dann kam das hier. Und das hat mich wirklich vom Stuhl gerissen. Im wahrsten Sinn des Wortes. Da hast du mich gesund gemacht – von einem Augenblick zum andern – obwohl ich dich nicht gesehen habe. Wie, Gott, hast du . . .

Wie, Gott? Du bist Gott, wenn du Wunder tust und überall unsichtbar da bist. Ja, sicher, du bist Gott! Nicht nur der Mensch, den sie ans Kreuz genagelt haben; sondern du bist Gott, zu dem man beten kann und . . . Ach ja, ich wollte ja noch beten. Jetzt, wo ich in den Tempel kann.

Sag mal, Jesus, ich kenne mich da noch nicht so aus. Beten – wie macht man das eigentlich?

Beten, wie man das macht? Ganz einfach, mit dem Kopf durch die Wand. Ich meine jene Wand, die die sichtbare von der unsichtbaren Wirklichkeit trennt. Beten ist alles andere als frommes Kopfnicken. Der Beter sagt nicht nur Ja und Amen zu einem ewigen Schicksal, das über seinen Kopf hinweg festgelegt worden ist.

In der Schule machte folgendes Gesetz die Runde: § 1: Der Lehrer hat immer recht. § 2: Der Schüler hat nie recht. § 3: Sollte der Schüler einmal recht haben, dann siehe § 1: der Lehrer hat immer recht.

Ist es nicht so? Der eine bekommt mit 27 Fehlern im Diktat eine glatte 5, der andere mit derselben Fehlerzahl eine 4. Er stürmt nach vorne, knallt das Heft auf das Pult und fragt: „Wie ist das möglich?“ „Wegen deiner unglaublichen Klaue“, sagt der Lehrer seelenruhig. Resigniert kehrt der Schüler an seinen Platz zurück, weil er weiß, dass auch der andere keine Druckbuchstaben fabriziert. Es bleibt dabei: Mit dem Lehrer kannst du nicht streiten. Mit ihm kannst du nicht diskutieren. Der Lehrer hat immer recht.

Und so meinen manche in der Runde: Gott hat immer recht. Der eine leidet mit 17 Jahren an Muskelschwund und der andere marschiert kerngesund durch die Landschaft. Man ruft Gott an: Ja, wie ist das möglich? Aber die Superfrommen sagen: Gottes Wille hat kein Warum. Er ist ein strenger Herr. Er ist ein unerbittlicher Herr. Er ist ein mächtiger Herr. Gott hat immer recht.

Die Bibel sagt aber etwas anderes. Sie stellt an verschiedenen Stellen klar, dass du mit Gott streiten kannst. Gott lässt sich umstimmen. Gott ändert sein Konzept – Gottes Wille hat ein Warum. Wir sind von keinem Himmelscomputer abhängig, der uns nach Programmen steuert, sondern von einem Vater, der uns von Herzen liebt. Er nimmt dich so ernst, dass er dir ein Mitspracherecht einräumt. Du bist ihm so wichtig, dass er keinen Anruf einfach abschmettert. Unerhörte Gebete gibt es bei Gott nicht. Es gilt, was Martin Luther so formuliert hat: „Wenn nicht geschehen wird, was du willst, so wird geschehen, was besser ist.“ Mit jedem Gebet bekommen wir etwas, das wir ohne Gott nicht erlangt hätten. Deshalb: Geh mit dem Kopf durch die Wand, natürlich mit keinem sturen Kopf.

Ich meine zuerst einen ruhigen Kopf, der sich Zeit nimmt fürs Gebet. Von den Israeliten las ich, dass sie dreimal am Tag, also um 9, 12 und 15 Uhr die Hände gefaltet haben. Wir aber vespern um 9, essen um 12 zu Mittag und trinken um 15 Uhr eine Tasse Kaffee. Wir haben oft keine Lust zum Beten. Morgens fehlt uns die Zeit und abends die Spannkraft. Viele sind dem Gebet entwöhnt, weil sie sich ans Bequeme gewöhnt haben. Luther hat mehrere Stunden am Tag, für das Gebet verwendet. Und wenn er besonders viel zu arbeiten hatte, sagte er, dass er eine Stunde länger beten müsse. Nicht jeder kann das. Aber 15 Minuten am Morgen sind drin. Stelle deinen Wecker zurück. Zieh die Decke nicht über die Ohren. Halte Morgenwache! Diese stille Zeit ist geschenkte Zeit, ja „die Morgenstunde ist das Ruder des Tages“ (Augustin). Geh mit einem ruhigen Kopf durch die Wand, und mit einem klaren Kopf, der zwischen Dank-, Bitt- und Fürbittgebet unterscheiden kann.

In Kanaa war Hochzeit, so mit Festlichkeit, Hochstimmung, Gästen, richtig high life. Auch Jesus ist mit seiner Mutter dabei. Aber mitten drin im Fest gab es eine Panne. Entweder war zu wenig vorgesorgt, oder die Leute hatten einen zu großen Durst, jedenfalls ging der Wein aus. Die Flaschen waren alle. Peinlich. Jeder hockte vor einem leeren Glas. Maria aber steht auf, geht zu ihrem Sohn und flüstert ihm ins Ohr: Sie haben

keinen Wein. Mehr nicht. Sie gibt keinen Kommentar, wie er aus der Patsche helfen könnte. Maria legt nur die Verantwortung auf den Sohn und traut ihm zu, dass er irgendwann und irgendwie hilft. Hier hast du eine Betriebsanleitung fürs Gebet. Jesus sagen, was uns fehlt, das ist Bitte. Und Jesus sagen, was anderen fehlt, das ist Fürbitte. Und Jesus sagen, was uns Freude macht, das ist Dank und Anbetung. Übrigens sind die Psalmen und unsere Gesangbücher hervorragende Lehrbücher in Sachen Gebet. Mit ihnen gelingt es uns, dass wir dann auch wieder frei formulieren, ein paar Sätze wagen, so reden wie mit einem Freund. Dann ist es nicht mehr weit zu einer Gebetsgemeinschaft, wo einige miteinander diesen Herrn anrufen. Geh mit einem klaren Kopf durch die Wand, und mit einem überlegten Kopf, der jenen Satz aus dem Jesajabuch reflektiert: „Ob ihr schon viel betet, so höre ich euch nicht, denn eure Hände sind voll Blut.“ Der Prophet spricht von Blut und Blut meint Schuld. Schuld also blockiert das Gebet. Schuld baut eine undurchdringliche Betonwand auf. Schuld macht beten sinnlos. Ich spreche nicht von denen, die in hartem Kampf mit ihrer Schuld liegen. Nicht die sind angesprochen, die täglich bitten: Herr, vergib mir meine Schuld. Aber die sind gemeint, die in einer klargelegten Schuld leben. Solange du bewusst lügst und andere hinters Licht führst, brauchst du nicht zu beten. Solange du bewusst dein Mädchen betrügst, hilft dir das Beten nichts. Solange du im Schmutz deine Freude und deinen Zeitvertreib findest, kannst du dir das Beten schenken. Gott hört nur solche, die ihn im Ernst anrufen und nicht im Zwielflicht. Wer ihm die Schuld seines Lebens bringt, der löst die Blockierung und erfährt die Wahrheit jenes Wortes: „Da dieser Elende rief, hörte der Herr und half ihm aus allen seinen Nöten.“ Geh mit einem überlegten Kopf durch die Wand!

Vielleicht überzeuge ich dich nicht. Vielleicht habe ich dich sogar enttäuscht. Vielleicht ist dir das Gebet fremd. Aber nimm mir wenigstens eine Erfahrung ab, die ich vor einiger Zeit auf der Straße gemacht habe. Ich fuhr mit meinem Auto am späten Abend von einem Dienst zurück. Regen fiel vom Himmel, und die Straße spiegelte jedes Licht. Auf einer Brücke erkannte ich plötzlich im Scheinwerferkegel einen schleudernden VW. Von der anderen Straßenseite kam er direkt auf mich zu. Bereits schlug er auf meinen Kühler auf und zerbarst. Motor und Räder flogen nach links, ein Blechknäuel nach rechts.

Ich konnte mich aus meinem Gurt lösen und dem völlig zertrümmerten Wagen entsteigen. Scherben, Trümmer, das Blut tropfte mir über Gesicht und Hände. In der Ferne blinkte das Blaulicht der Feuerwehr, des Roten Kreuzes und des Notarztwagens. Denken konnte ich nicht. Es war alles so plötzlich gekommen. Weinen konnte ich auch nicht. Die Augen waren wie verschlossen. Freuen konnte ich mich erst recht nicht. Die 21jährige Fahrerin lag tot vor meinen Füßen. Aber beten konnte ich, nicht frei beten, aber nachbeten: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich.“

Der Notarzt setzte mir das Stethoskop auf die Brust. Ich wusste: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“ Auf der schnellen Fahrt im Sanka ging es mir durch den Kopf: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir, Herr, höre meine Stimme.“ Ein ungeheurer Halt in jenem Augenblick, wo einem jede Haltung und Halterung genommen ist.

Mit dem Gebet kannst du leben. Mit dem Gebet kannst du sterben. Mit dem Gebet legst du deinen Kopf in Gottes Hände und sagst: Dein bin ich in Zeit und Ewigkeit. Tu das auch.

XXVII.

Beten wir doch!

Wir haben Krankenhäuser. Wir haben Kliniken. Wir haben Spezialanstalten aus Glas, Beton und Stahl. Bei uns ist für die Kranken gesorgt.

Aber die damals brachten ihre Kranken zu „ihm.“ Sag bitte nicht, die hätten keine andere Möglichkeit gehabt.

Sicher, von Mayo-Klinik und Strahlenklinik hatten sie keine Ahnung.

Aber ihr Gebiet wimmelte von seriösen Medizinern und dunklen Kurpfuschern. Trotzdem brachten sie ihre Fälle zu Jesus.

Warum? Sie wussten um einen Heiland.

Etwas Heilendes ging von ihm aus.

Der Mann konnte heilen.

Das Land hatte einen Heiland.

Und wir? Wir haben noch Heilanstalten, aber keinen Heiland mehr. Damit ist kein Wort gegen unsere Krankenhäuser gesagt.

Aber wir bringen unsere Kranken, Kaputten und Ausgeflippten nicht nur dorthin. Beten wir doch:

„Herr, hier ist mein Sohn, der an der Spritze hängt! Hier ist meine Mutter, die vom Krebs geplagt wird! Hier ist mein Freund, den die Ärzte aufgegeben haben!“

Noch gilt Gottes Wort: Ich bin der Herr, dein Arzt.

XXVIII.

Glaube und Zeugnis.

Heute wird alles getestet. Nach eingehender Prüfung ist diese Kaffeemaschine sehr empfehlenswert. Von einer Zigarre ist ganz abzuraten, weil sie mehr Pappe als Tabak enthält. Der Test prüft die Qualität. Der Test deckt den Bluff auf. Der Test unterscheidet zwischen Schein und Sein.

Haben Sie gewusst, dass auch der Glaube testbar ist? Ist Ihnen klar, dass es eine Möglichkeit gibt, auch beim Christsein die Qualität zu prüfen, den Bluff aufzudecken, und Sein vom Schein zu unterscheiden?

Dr. Visser't Hooft sagte: „Es gibt keinen entscheidungsvolleren Test für den Glauben als den, der die Umsetzung des Glaubens in das missionarische Zeugnis betrifft. Die zentrale Frage in dem Test lautet: Bist du willig und bereit, es unter allen Umständen in deiner Umgebung auszusprechen, dass Christus der Herr ist?“ Zeugnis ist Test des Glaubens. Beim Abschied sagte der Herr: „Ihr werdet meine Zeugen sein!“

Wenn es mich völlig kalt lässt, dass nur 2 Prozent Inder, nur 1 Prozent Chinesen, gar nur 1/2 Prozent Japaner Christen sind, wenn es mich nicht berührt, dass junge Leute in meiner Umgebung vom Kreuz zum Halbmond konvertieren oder mit fernöstlichen Heilslehren kokettieren, wenn es mir egal ist, dass Millionen Zeitgenossen Horoskope lesen und die Sterne fürchten, wenn dies alles an mir abläuft wie der Regen an der Ölhaut, dann ist mein Glaube alles andere als empfehlenswert.

Glaube und Zeugnis sind nicht zwei Paar Stiefel. Glaube kann man nicht für sich behalten und das Zeugnis dem Amt für Missionarische Dienste zuweisen. Zwischen Glaube und Zeugnis steht kein Komma und kein Bindestrich. Glaube und Zeugnis sind eins. Nur der glaubt, der den Mund nicht mehr halten kann über der Tatsache, dass Jesus lebt.

XXIX.

Füße, Augen und Hände wie David . . .

Wiele sind von ihren Eltern geliebt. Wenn sie eine Fünf nach Hause bringen, dann lässt der Vater fünf Grad sein, und die Mutter backt eine Erdbeertorte. Manche sind von der Patentante geliebt. Das ist prima. Zum Geburtstag bekommen sie ein Sportrad, zur Konfirmation ein Moped und zur Hochzeit ihr Biedermeier-Sofa mitsamt allen Mottenkugeln.

Einige sind vom Freund geliebt. Das ist irre. Das Telefon klingelt, die Partys reißen nicht ab, und bei McDonald bekommen sie ihren Bigmac bezahlt. Geliebt sein lohnt sich – auch bei Gott? Immer wieder höre ich, dass Gott nur ein einnehmendes Wesen habe. Er kassiere nur, aber gebe keinen aus. Stimmt das? Wird Gottes Liebe nie handgreiflich? Prüfen wir es nach.

1. Füße

hatten sie zwar alle, die israelitischen Landser, aber Hasenfüße waren es, und das kam so. Wieder einmal waren die Philister über die Grenze gerückt und bedrohten das Existenzrecht Israels. Aber im Gegensatz zu den vorhergehenden Scharmützeln war es diesmal ein Kampf um Sein oder Nichtsein. Der Erzfeind hatte nämlich den Goliath mitgebracht. Und das war ja auch ein Ding, dieser drei Meter große Muskelberg, diese moderne Superwaffe, dieser laufende Tornado aus Eisen und Leder. Zweimal am Tag ging diese lebende Haubitze in Stellung und feuerte breitseits ihre Hass- und Hohnsalven gegen die israelitischen Infanteristen ab. Und denen fuhr der Schreck so in die Knochen, dass sie wie die Hasen liefen, sich im nächsten Mauselloch versteckten und wie Espenlaub zitterten. Allen entfiel das Herz, so erzählt die Bibel. Hasenfüße haben ihr Herz nicht mehr am richtigen Fleck.

Das war eben bei David anders. Der trifft eines Tages in der vordersten Front ein. Weil seine Brüder Eliab, Abinadab und Schamma zu den Soldaten gehören, spielt er die Feldpost und bringt ein Päckchen von daheim. Die Mutter packte 10 Brote für die Buben und 10 Käse für den Hauptmann ein, also kein echtes Schmiergeld für den Spieß, aber doch ein echter Schmierkäse für den Vorgesetzten.

So steht der Dreikäsehoch, besser Zehnkäsehoch vor den Zelten und hört das allabendliche Trommelfeuer des Goliath. Ihm geht der Hut hoch über solcher Verhohnepipelung von Gottes Volk, und er meldet sich freiwillig zum Kampf. Die Landser lachen sich einen Ast ab. Die Brüder schimpfen wie Rohrspatzen. Saul aber setzt ihm einen Helm auf den Kopf, dass nur noch das Kinn darunter hervorschaut.

David aber verzichtet großzügig auf solche Bedachung. Wer unter dem Herrn steht, braucht sich nicht unter einem Stahlhelm zu verstecken. Dieser Herr ist Kopfschutz und Feuerschutz genug. Deshalb macht er sich auf die Füße.

Wir alle werden ins Feuer geschickt. Leben ist kein Spaziergang, wo es von einem Ruhebänkchen zum andern geht. Leben ist kein Karussellfahren, wo auf jeden Dezember wieder ein Mai folgt. Leben ist Kampf, und vielleicht hat er bei dir schon begonnen. Goliath hat ja viele Namen und viele Gesichter. Knie werden weich, und Davonlaufen ist das billigste Rezept. Füße, die stehen und gehen, die schenkt Gott seinen Leuten.

2. Augen

die was taugen. Er trägt nur das auf dem Leib, was ein rechter Hirtenbub immer auf dem Leib trägt, nämlich ein ordentliches Fell, aber darunter ein festes Herz. Gott nietet das Herz fest, dass es nicht mehr in die Hose rutschen kann. Es ist eine tolle Sache, dass das Herz fest werde und kein Wackelpeter.

Dann steht der David vor dem Goliath, der Liliput vor dem Riesen, der Bergfloh vor der Dampfwalze. War das ein Gleichgewicht der Schrecken? Jeder konnte es mit seinen Augen sehen: hier ein Stecken, dort eine Lanze; hier ein Fell, dort ein Panzer; hier eine Schleuder, dort eine geballte Ladung. Kleiner Mann, was nun? Bei der ersten Feindberührung wird er dich zum Spießbraten machen!

Aber David sieht es anders. Seine Augen sehen in diesem Augenblick nicht rückwärts auf die geschockten Kameraden, die bestimmt keine Rückendeckung eben. Seine Augen sehen nicht abwärts auf die notdürftige Bewaffnung, mit der kein Blumentopf zu gewinnen ist. Seine Augen sehen auch nicht vorwärts auf den gewaltigen Koloss, der nach Kanonenfutter hungert. Davids Augen sehen hinauf zu dem Herrn, der seine Leute umgibt wie eine Wolke. Deshalb kann er sagen: Ich komme zu dir im Namen des Herrn. Und wer im Namen des Herrn kommt, kommt nie allein, auch wenn es für unsere Augen so aussieht. Bei ihm und mit ihm ist eine Gottesmacht, die stärker ist als jede Atommacht.

Jesus hat es bewiesen. Dieser von Gott Geliebte zog auch alleine los. Hinter sich die verängstigten Jünger, bei sich nicht einmal einen Stecken, vor sich den stärksten aller Goliaths, nämlich den Tod. Aber keine Sekunde ist er aus den Händen seines Vaters entlassen. Wer diesen Weg mitgeht – und wir alle sind dazu herzlich und dringlich eingeladen – wird keinen Volkslauf erleben. Die Masse bleibt zurück und verkrümelt sich. Aber in dieser Situation kommt alles darauf an, nicht zurückzuschauen in die ängstlichen und spottenden Gesichter, nicht hinabzuschauen auf die erbärmliche Ausrüstung, nicht vorwärtszuschauen auf den übermächtigen Feind. Es kommt alles darauf an, hinaufzuschauen zu dem Herrn, der gesagt hat: Ich bin bei euch alle Tage, bis an das Ende der Welt. Geliebte Gottes haben die richtigen Augen und wissen deshalb: Wir gehören entgegen allem Augenschein auf die Seite der stärksten Bataillone.

3. Hände.

Eigentlich hätte David einen Molotow Cocktail gebraucht, um diesem Mann Zunder zu geben. besser wäre noch ein Sprengsatz mit Dynamit gewesen, um diese Festung in die Luft zu jagen. Am aussichtsreichsten schien der Einsatz einer Panzerfaust, um dieses Scheusal zu durchlöchern. David aber besaß nur zwei Hände und 5 Kieselsteine, mehr nicht. Mit Steinen kann man Fenster einwerfen, aber keinen Panzerturm umwerfen. Trotzdem nimmt er den Kampf auf, greift in die Tasche, spannt die Sehne, zielt haargenau

auf den Kopf und schießt ab. Dann stürzen drei Meter Mensch und 81 Kilo Eisen ins Gras. Alle Welt erkennt, dass Israel einen Gott hat.

Auch unsere Welt muss dies wieder erkennen, diese herrenlose und führerlose Welt. Deshalb sagt Jesus gleichsam als Testament am Schluss seines Lebens: Darum geht hin! Macht euch auf die Füße! Kämpft für den Namen des Herrn! Sagt nicht, dass euch dazu die richtige Ausrüstung fehle. Fünf Worte hat jeder parat: Jesus Christus König und Herr. Sie dürfen nicht in der Tasche bleiben. Sie müssen in die Welt geschleudert werden. Sie hauen den stärksten Mann um, denn „der Fürst dieser Welt, wie sauer er sich stellt, tut er uns doch nichts, das macht, er ist gericht, ein Wörtlein kann ihn fällen.“

Zuschauer, die von den Rängen brüllen, braucht Gott nicht. Fans, die nur ihren Verein hochjubeln, sind im Reiche Gottes nicht gefragt. Aktive aber, die die Hände aus der Tasche nehmen und sich ans Werk machen, die sind gemeint – Füße, Augen, Hände kann jeder bekommen. Wer Jesus liebt, ist von Gott geliebt.

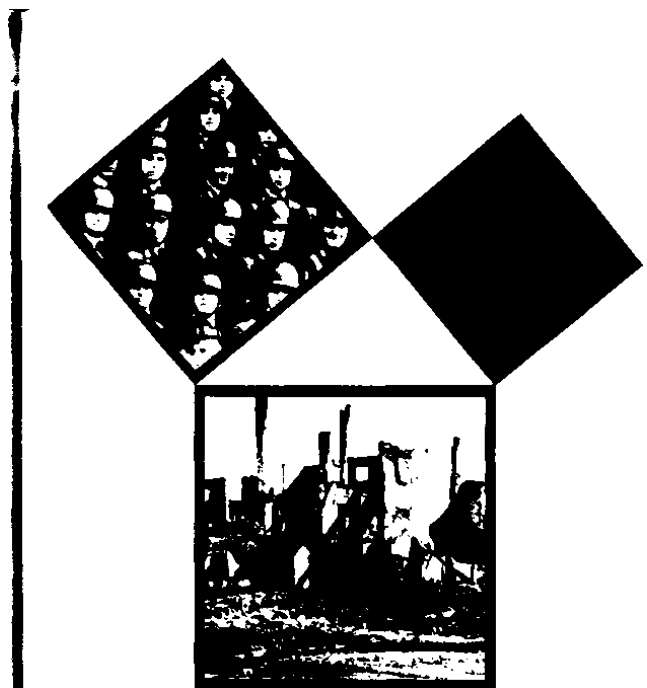
XXX.

Wie Friede gestiftet wird.

W or vierzig Jahren lebte ich in einer kinderreichen Familie. Weil aber Sprösslinge nicht als schlechte Kopien der Eltern, sondern als gute Originale Gottes geboren werden, hatte jeder seinen eigenen Charakter und jeder seinen eigenen Dickkopf. So kam es zuweilen vor, dass aus dem fröhlichen Beieinander ein heftiges Gegeneinander und böses Hintereinander wurde. Bauklötze flogen nur so um den Wandspruch herum, der im Zimmer hing: „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen.“ Bevor aber die Blumentöpfe und -hocker als Marschflugkörper in den Kampf einbezogen wurden, erschien der Vater auf der Bildfläche: „Ihr elenden Lausbuben!“ Ein Machtwort stellte den Familienfrieden wieder her, aber nur so lange, bis wir uns wieder in die Haare kriegten.

Wie Friede gestiftet wird? 1945 hörte ich den Kanonendonner der heranrückenden Invasionstruppen. Oben am Berg tauchten Soldaten auf und schossen auf das Garagendach in unserer Nachbarschaft. Genau am 20. April nahmen sie meine Heimatstadt ein. Auf dem Marktplatz wurde die Trikolore gehisst, die Verdunklung musste nicht herabgelassen werden, keine Sirene schreckte uns mehr aus dem Schlaf. Eine Kapitulation gab den Landfrieden zurück, aber eine ausgehungerte Bevölkerung hatte jetzt unter der Besatzungsmacht nichts mehr zu lachen. Mein Bruder schaute in Dreckkübeln nach einem Stück Brot.

Wie Friede gestiftet wird? Vor 20 Jahren stand ich im UNO-Gebäude in New York. Dieser Friedenspalast, der sich wie eine verglaste Zigarrensachtel an den Ufern des Hudsons erhebt, machte einen mächtigen Eindruck auf mich: die Zimmerfluchten, Besprechungszimmer, Konferenzräume und dann der Plenarsaal mit der Friedenstaube an der Stirnseite. Ich dachte: Wenn sich dort einer zu Wort meldet, an das Mikrofon tritt, den Delegationsmitgliedern ins Gewissen redet und dann die Vollversammlung einen Friedensappell loslässt, dann kann doch nicht alles beim alten bleiben. Ein Friedensaufruf muss den Frieden verwirklichen, aber die Verwirklichung des Friedens ist in weite Ferne gerückt. Wir wissen, trotz Friedensappell schwelen die Krisen weiter.



Weil kein Einklang mit Gott besteht, deshalb gibt es keine Harmonie zwischen den Menschen. Weil kein Vertrauen auf Gott besteht, deshalb gibt es Misstrauen zwischen den Leuten. Weil keine Liebe zu Gott besteht, deshalb regiert der Hass.

Wie Friede gestiftet wird? Nur, wenn der Schöpfer selber diesen Achsenbruch der Schöpfung repariert und wider Erwarten das Verhältnis zu den Menschen neu bestimmt. Genau das aber ist geschehen. Gott kam in Jesus und verkündigte: „Schalom alechem“, Friede sei mit Euch! Das ist nicht nur eine hebräische Formel aus der alttestamentlichen Begrüßungszeremonie. Das ist nicht nur der jüdische Gruß aus der gängigen Alltagssprache, so wie bei uns „Guten Tag!“ oder „Grüß Gott!“ Schalom ist Gottes Geschenk an uns. Jesus schenkt Frieden. Er bringt keine Bücher über Friedensforschung und Friedenspolitik, auch keine Thesen zur Friedenssicherung in der Welt. Jesus bringt Frieden. Er macht keine Friedenspreisverleihung und keinen Friedensappell. Jesus macht Frieden. Jesus Christus ist der Friedensstifter schlechthin.

Friede ist bei ihm keine Sache, sondern eine Person. Friede hat bei ihm Blut und Leben. Friede besitzt durch ihn Profil und Charakter. Paulus hatte recht: Er ist unser Friede.

Wer in diesem Frieden lebt, wer diesen Frieden weitersagt durch Wort und Tat, der gehört zu denen, von denen es heißt: Selig sind, die Frieden stiften.

XXXI.

Umgang mit der Angst.

Weißt du, wie das ist, wenn man Angst hat? Sie sitzt versteckt in den Ecken, hinter den lächelnden Gesichtern der Leute. Sie türmt sich vor mir auf, nimmt Besitz von mir. Eiskalt und mächtig frisst sie sich in mich hinein, kriecht bis in meine Fingerspitzen. Plötzlich, qualvoller als körperlicher Schmerz, überfällt sie mich, plagt mich bis in die Träume hinein. Durchdringt mich, zwingt mich, bestimmt mich zum ständigen Kreisen um sich selbst. Ich bin wie eine kleine Maus, die der Blick der Schlange magisch gefangen hält. Ohnmächtig und verzweifelt erkenne ich meine Angst als etwas, das aus meinem Innern kommt, aus meiner eigenen Existenz. Und schlimmer noch: dass sie unabhängig von mir ist und unbeeinflussbar meinem Zugriff entzogen. Man kann ihr nur Hoffnung entgegensetzen. Aber Hoffnung habe ich nicht. Und so bleibe ich Gefangener meiner Angst. Gibt es ein Entrinnen?

Ein Zeitungsleser: Jeden Morgen beim Zeitungslesen habe ich das gleiche Gefühl: Angst! Die schreiben da locker über Krieg, Katastrophen, Umweltkrisen und Mord. Manchmal liest sich das wie ein Horrormoman, ist aber Wirklichkeit.

Dann der Gesundheitsteil: Rauche ich, sterbe ich an Lungenkrebs. Esse ich, bekomme ich Herzinfarkt. Trinke ich, beende ich mein Leben mit einer Leberzirrhose. Bin ich nicht geimpft, kriege ich Kinderlähmung. Gehe ich über die Straße, werde ich überfahren.

Und abends das Ganze noch einmal in Farbe: Krieg, Bomben, Verhaftungen, Hunger, Entlassungen. Richtig krank machen kann das einen!

Ein Zeitgenosse: Also ich habe meinen Fernseher verkauft. Und die Zeitung, die lese ich schon lange nicht mehr. Höchstens noch den Sportteil. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Soll doch Magenkrebs bekommen, wer will. Ich jedenfalls nicht. Einfach nicht dran denken. Das ist meine Devise!

Ein Unternehmer: Ich bin Unternehmer. Kleiner Betrieb nur, aber gehört mir. Fragt sich nur, wie lange noch. Steigende Inflationierung, wachsende Steuern, kaum noch Aufträge – und die Lehrlinge sind auch nicht das, was sie mal waren.

Überhaupt die Jugend! Faul, verwöhnt und anspruchsvoll! Alles wissen sie besser. Und dann die Radikalinskis, diese roten Grünlinge: Häuser besetzen und Steine schmeißen – das können sie. Während wir uns Sorgen machen um unsere Rente. Also, wenn man mich fragt: Ich sehe schwarz für unsere Zukunft. Tiefschwarz! Und das meine ich nicht politisch.

Ein Jugendlicher: Ich bin Jürgen. Jugendlicher meines Zeichens. Auf uns schimpft ja hier jeder: Die Jugend rebelliert, die Jugend ist wild geworden. Alles regt sich auf über Jugendkriminalität, Suff und so weiter. Aber echt was tun? Nee!

Bewirb dich doch heute mal als Hauptschüler! Hast du ein schlechtes Zeugnis, ist der Traum aus. Vielleicht wirst du zu einem Test geschickt. Und was siehst du da? Lauter Realschüler und Gymnasiasten. Die Post geht ohne dich ab. Es heißt ja immer: Wir werden

das ändern mit der Jugend, Arbeitslosigkeit und so. Aber das ist doch alles Gewäsch! Ämter gibt's, die einem helfen sollen. Aber geh mal irgendwo hin. Der Papierkrieg wird immer schlimmer. Erst da hin, dann dort hin. Du wirst wie ein Ochse rumgeschickt. Da blickt doch keiner mehr durch. Und wenn du nicht mehr durchblickst, bekommst du Angst.

Und wenn du meinst, diese flatternden Typen gäbe es erst heute, dann schlage bitte mit mir einmal das 50. Kapitel des ersten Mosebuches auf. Dort heißt es: „Die Brüder Josefs fürchteten sich sehr.“ Die 11 Jakobsöhne hatten riesen Bammel. Die 11 Bauernburschen hatten weiche Knie. Diese 11 zitterten wie Espenlaub. Sie stehen vor dem Grab ihres Vaters in Ägypten, das nach einem Staatsbegräbnis 1. Klasse mit viel Fahmentuch und viel Taschentuch endgültig vermauert wird.

Thomas Mann hat diese Szene meisterhaft beschrieben: „Verschlossen das Haus, beseitigt der Vater, 11 blicken starr auf den Ziegel der letzten Lücke. Was ist ihnen denn? Sie blicken so fahl, diese 11, und kauen die Lippen. Ganz offenkundig: sie fürchten sich. Verlassen fühlen sie sich, beklemmend verlassen. Der Vater ist fort. Bis jetzt war er zugegen gewesen, nun ist er vermauert, und plötzlich entsinkt ihnen der Mut, und plötzlich ist ihnen, als sei er ihr Schirm und Schutz gewesen, nur er.“ Ist das die Angst vor der Krise, wenn kein israelitischer Gastarbeiter mehr gebraucht wird und die Ausländerfeindlichkeit in Ägypten wächst? Ist das die Angst vor der Katastrophe, wenn keine Pässe mehr verlängert werden und unliebsame Asys über die Grenze abgeschoben werden? Ist das die Angst vor dem Tod, wenn man brotlos und obdachlos und heimatlos irgendwo krepirt?

Sicher, die Angst vor morgen war auch da, aber eine noch viel größere Angst steckte ihnen in den Knochen, nämlich die Angst vor gestern. „Joseph könnte uns gram sein und uns alle Bosheit vergelten, die wir an ihm getan haben.“ Ursprünglich waren sie gar nicht 11, sondern 12 Brüder. Aber mit dem Joseph bekamen sie Krach. Dieser Penner durfte jeden Morgen in der Falle bleiben und musste nicht mit aufs Feld, während sie das Rindvieh hüten mussten. Dieser Petzer verriet jeden Streich dem Vater und bekam noch einen roten Maßanzug dazu, während sie mit abgewetzten Hirtenjeans herumspazieren durften. Dieser Pinsel träumte irre Dinge und gab noch damit an, während sie schufteten wie die Tiere. Deshalb packten sie ihn eines Tages am Frack, seilten ihn in ein Schmutzloch ab und verschacherten ihn wenig später an ismaelitische Sklavenhändler. Endlich hatten sie ihren Bruder los – aber auch ihre Ruhe. Schuld bekommt man nicht los. Schuld marschirt immer mit. Schuld verjährt nie.

Vielleicht hast du noch niemand am Frack gepackt, aber dich an seiner Ehre vergriffen. Vielleicht hast du noch niemand in ein Schmutzloch abgeseilt, aber einen im Dreck sitzenlassen. Vielleicht hast du noch niemand verschachert, aber einen verraten und verkauft. Oder kannst du an alles denken, ohne rot zu werden? Kannst du an alle denken, ohne irgendwelche Gewissensbisse? Ich frage nur: War bei dir alles recht und richtig? Das ist doch unsere unbewältigte Lebensgeschichte, auch wenn sie erst 16 Jahre alt ist. Das ist doch unsere unvergebene Schuld. Das ist doch unsere Angst vor gestern. Krisenangst, Katastrophenangst, Todesangst, ja, aber die Vergangenheitsangst ist die Angst aller Ängste. Was können wir dagegen tun? Liebe Freunde, dreierlei: Mund und Ohren und Augen aufmachen.

Mund auf! So wie die Brüder Josephs. Gleich nach der Beerdigung tigerten sie los, um mit ihrem Bruder unter 24 Augen zu reden. Der hatte ja eine tolle Karriere hinter sich. Wohl hatten ihn die geschäftstüchtigen Kameltreiber auf einem ägyptischen Floh- und

Sklavenmarkt an den Sicherheitschef namens Potiphar verhökert. Wohl hatte dessen Schlange und Lebedame dafür gesorgt, dass Joseph hinter schwedische Gardinen kam.

Aber trotzdem war sein Aufstieg nicht zu bremsen. Zuerst wurde er Hilfssheriff im Loch, dann staatlich anerkannter Traumdeuter und schließlich Landwirtschaftsminister plus Vizekanzler. Seine Memoiren, die er leider nicht geschrieben hat, hätte man in der Bildzeitung unter dem Titel verramscht: „Vom Blechnapf zum Silberteller. Ein Knastologe packt aus.“

So standen die 11 vor Joseph, die ganz klein gewordenen Brüder vor dem groß gewordenen Bruder, die Mickrigen vor dem Mächtigen. Und dann fingen sie nicht an zu flennen: „Josef, wir haben damals durchgedreht. Weißt du, die Hitze und so. Uns ist einfach die Hauptsicherung raus. Nachher tat uns das furchtbar leid, aber der Zug war ja ab. Pardon!“ So flennten sie nicht. Sie fingen auch nicht an zu plärren. „Joseph, wir haben damals bloß Kidnapping gespielt. Es war nur so zum Zeitvertreib. Einer ist dabei immer der Blöde. Dass es ausgerechnet dich getroffen hat, ist ein Jammer. Verzeih!“ So plärren sie nicht.

Und sie fingen erst recht nicht an zu stottern: „Joseph, wir haben damals Mist gebaut. Rüben hat es uns gleich gesagt. Wir ersetzen dir wieder deinen Anzug, und den Kies, den wir für dich erlösten, kannst du auch noch haben. Es war ja alles halb so wild. Entschuldigung!“ Nein, die 11 Brüder sagten: „Vergib doch deinen Brüdern die Missetat und ihre Sünde.“ Sie baten also nicht um Entschuldigung, sondern um Vergebung. Nur Vergebung kann unsere Lebensgeschichte bewältigen. Nur Vergebung kann Schuld auslöschen. Nur Vergebung nimmt uns die Angst vor gestern.

Warum fällt uns der Gang zum ändern so schwer? Warum steckt das Wort wie Knödel im Hals, das nun einmal gesprochen werden muss? Warum kommen wir gleich mit tausend Entschuldigungsgründen, als zu unserer Schuld zu stehen? Zugegeben, es gibt leichtere Dinge auf der Welt – zum Beispiel Schuld verteilen. Dem Vater eine unter die Weste jubeln: Deine autoritäre Erziehung ist schuld an meinen Komplexen. Dem Lehrer eine auf den Latz knallen: Ihre nostalgische Pädagogik ist schuld an meiner Dummheit! Dem Pfarrer eine aufs Haupt geben: Ihr todsicheres Schlafmittel von Predigt ist schuld an meiner Gottlosigkeit. Andere Schuld brandmarken, bringt nichts. Eigene Schuld bekennen, darum geht's. Deshalb drück es nicht in dich hinein. Beiß dir die Zunge nicht ab. Mach endlich den Mund auf!

Ohren auf!

So wie die Brüder Josephs. Sie bekamen nämlich etwas ganz anderes zu hören, als sie erwartet hatten. Der große Bruder nutzte nicht die Gunst der Stunde, um jetzt, nach 30 Jahren, endlich abzurechnen. Er rieb sich also nicht die Hände und sagte: „So, freche Bürschchen, jetzt gibt's aber Revanche. Wie du mir, so ich dir!“ Er krepelte nicht die Ärmel hoch und sagte: „So liebe Freundchen, jetzt ist Zahltag. Auf Heller und Pfennig wird ausgezahlt!“ Er zog nicht vom Leder und sagte: „So, dreckige Bagage, jetzt geht's euch an den Kragen. Alles rächt sich auf Erden.“ Erstaunlicherweise zeigt Joseph mit seiner Hand nach oben und sagt: Stehe ich an Gottes Stelle? Bin ich vielleicht sein Stellvertreter? Habe ich irgendwelche Prokura? Entschuldigungen nehme ich entgegen. Verzeihen ist mir möglich. Aber für Vergebung ist nur Gott zuständig.

Wer eine dicke Backe hat, muss zum Zahnarzt gehen. Es hat keinen Wert, wenn er den Schlosser um einen Eingriff bittet. Wer nicht mehr an die Tafel sieht, der muss zum Optiker gehen. Es hat keinen Wert, wenn er sich im Sporthaus eine Taucherbrille besorgt.

Wer am Blinddarm leidet, der muss zum Chirurgen gehen. Es hat keinen Wert, wenn der Schreiner mit dem Fuchsschwanz drangeht.

Und wer seine Angst von gestern loswerden will, der muss eben zu Gott gehen. Gott ist in Sachen Angst ansprechbar. Gott allein kann die Vergangenheit bewältigen. Nur Gott kann vergeben. Joseph sagt es so: „Ihr wolltet es böse machen, aber Gott will es gut machen.“ Das ist der Hauptsatz des großen Bruders: Gott will es gut machen. Das ist die Hauptsumme aller Theologie: Gott will es gut machen.

Denk jetzt an Jesus, dem sie auch übel mitgespielt haben. Sie haben ihn nicht nur verlockt und verramscht, wie Joseph, sondern verraten und geschlagen wie einen Verbrecher. Am Kreuz festgenietet hauchte er sein Leben aus. Bitterböse haben sie es ihm gemacht, aber Gott hat es gut gemacht. Die Schuld wurde am Kreuz bezahlt, und dem Tod wurde heimgezahlt. Aus den Bündeln von Gemeinheiten ist ein Segensbund für das ganze Land geworden. Vom größten Scherbenhaufen dieser Erde, von der Schädelstätte Golgatha ist zu hören: Die Sünde ist uns vergeben, ganz neu geschenkt das Leben.

Die Brüder Josephs spitzten die Ohren: Keine Angst mehr! Keine Schuld mehr! Keine Sünde mehr! Gott macht es gut. Zu oft hauen wir uns aufs Ohr. Zu viele liegen uns im Ohr. Zu laut rieselt's uns ins Ohr. Mit dem Walkman ist man tatsächlich gebügelt. Weil die Gefahr besteht, dass die Stimme gar nicht mehr durchkommt, auf die alles ankommt, deshalb: Mach endlich die Ohren auf!

Augen auf!

So wie die Brüder Josephs. Ihnen wird schließlich auch noch der Blick geweitet. Sie stehen ja vor dem Leichnam des Vaters, und Joseph sagt: Gott wird Leben erhalten. Er sagt dies im Alter von 110 Jahren. Er sagt dies im Angesicht seines eigenen Todes. Er sagt dies in der Vorahnung dessen, dass seine Nachkommen schlimme und schlimmste Jahre der Unterdrückung und Verfolgung vor sich haben. Trotzdem bleibt er dabei, weil er beim Glauben bleibt: Gott wird Leben erhalten. Dabei müssen wir auch bleiben.

Friedrich Dürrenmatt lässt in seinen Physikern jenen internierten Wissenschaftler sagen, dass die Erde zuletzt in eine blau schimmernde Wüste verwandelt werde. Das Buch „Todeskandidat Erde“ beschreibt unseren Planeten, wie er am Ende als toter Stern durchs Weltall schlittert. Und der Gymnasiast im Film „Die Frühreifen“ gröhlt in vorgerückter Nachtstunde: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir radioaktiv. Was kommt denn noch alles auf uns zu? Darauf sagt der Glaube Josephs, der der Glaube unzähliger Menschen geworden ist und der auch dein Glaube werden will: Alle Krisen und Kriege und Katastrophen laufen nicht auf die Weltvernichtung, sondern auf die Wiederkunft Jesu zu. Gott, der alles machen kann, macht alles gut. Gott, der den Anfang geschaffen hat, schafft auch das Ende. Gott, der die Angst vor gestern nehmen will, will auch die Angst vor morgen wegnehmen. Mach nur Mund und Ohren und Augen auf!

XXXII.

Zum Aufruf kommt der Fall . . .

Fin Prozess findet statt. „Zum Aufruf kommt der Fall“ sagen wir: „Frau Vita.“ Der pharisäische Ankläger wirft sich in Positur und trägt den Sachverhalt vor: „Diese Frau ist in flagranti ertappt worden. Dass es Ehebruch war, steht außer Zweifel. Nach geltendem Moserecht hat sie eine Todsünde begangen. Frau Vita ist eines Kapitalverbrechens schuldig.“

Die Anklage tut sich leicht, weil jetzt kein wendiger Advokat kompetente Sachverständige zur Verteidigung auffahren lässt. Ein Theologe etwa, der Kritik an der Mose-Gesetzgebung übt: „Hohes Gericht! Die Zehn Gebote sind veraltet. Wir leben in einer liberalen und fortschrittlichen Gesellschaft. Unsere Maßstäbe müssen neu formuliert werden.“ Oder ein Psychologe, der das Liebesdefizit dieser Frau ins Spiel bringt: „Hohes Gericht! Schon im Elternhaus mangelte es ihr an Liebe. Auch die Ehe hat das nicht gebracht, was sie sich erhoffte. Ihre Tat war nur ein verzeihlicher Seitensprung.“ Oder ein Soziologe, der die ganze Institution Ehe hinterfragt: „Hohes Gericht! Heute gibt es alternative Lebensformen. Wechselnde Partner können Verkrustungen lösen. Für neue Impulse darf niemand bestraft werden.“



Aber solche Sachverständige treten nicht auf. Der Ankläger kann direkt seinen Strafantrag stellen: „Nach Mose 3, § 20, Absatz 10 ist Frau Vita des Todes schuldig. Ich beantrage deshalb die Todesstrafe durch Steinigung.“

Ein Raunen geht durch die Zuhörerbänke, wo die ewigen Kriminalstudenten sitzen, die ständig Appetit auf Histörchen und Skandälchen haben. Gleich wird sich der Richter Jesus erheben und das Urteil verkündigen: „Im Namen Gottes verurteile ich Frau Vita zum Tode.“ Aber zu diesem Spruch kommt es nicht. Eine dramatische Wende tritt ein. Die Prozessordnung wird auf den Kopf gestellt. Nicht zu fassen, aber der Ankläger wird zum Angeklagten.

Jesus bückt sich nämlich und schreibt mit dem Finger dessen Sünden auf die Erde. Dem Ankläger wird der Prozess gemacht. Ihm wird der Lehm Boden zum Spiegel seiner Vergangenheit. Im Dreck sieht er sein eigenes Sündenregister. In aller Öffentlichkeit ist er als Übertreter entlarvt.

Jeder, liebe Freunde, jeder ist als Gesetzesbrecher bloßgestellt. Denn Jesus schreibt nie in den Wind, sondern immer auf die Erde, oder auf Papier, oder ins Gedächtnis, oder ins Gewissen. Und es gibt keinen Radiergummi, keinen Tintenkiller, kein Tipp-ex, das diese Anklageschrift auslöschen könnte. Jeder kennt doch jene Augenblicke, wo man an den dunklen Fleck, an die böse Geschichte, an die schmutzige Begebenheit erinnert wird. Auch wenn wir sofort unsere eigenen Rechtsanwälte spielen und ein Plädoyer halten: Das war doch vor 3 Jahren und ist längst verjährt! Das war doch ein Kavaliersdelikt und ist längst

ausgebügelt! Das war doch ein Ausrutscher und ist längst den Bach hinunter! Auch wenn wir so plädieren, die Anklage bleibt. Die Zeit ist kein Bach. Die Vergangenheit ist kein Bügeleisen. Die Ewigkeit ist keine Verjährungsfrist.

Deshalb richtet sich Jesus auf und sagt: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein!“ Und wenige Augenblicke später ist der Ort wie leergefegt. Die Pharisäer haben sich verdünnt. Die Schriftgelehrten haben sich aus dem Staub gemacht. Die Kriminalstudenten haben eine Altstadtkneipe vorgezogen. Hätten wir unseren Platz behalten? Hätten wir das ausgesessen? Hätten wir Sitzfleisch bewiesen? Jesus fragt uns: Ist jemand da, der den ersten Stein werfen kann? Ist jemand da, der ein blitzsauberes Gewissen hat? Ist jemand da, der keinen Dreck am Stecken hat? Ist jemand da, der an alles denken kann, ohne rot zu werden? Ist jemand da? Das ist doch die Auferstehung der Schuld, unsere unbewältigte Vergangenheit. Jesus fragt dich nicht nach deiner Meinung über andere. Er behaftet dich bei dir selber.

Aber damit ist der Prozess nicht vorzeitig beendet. Die Verhandlung wird ohne Staatsanwalt und Zuhörerschaft fortgesetzt.

Jetzt sieht Jesus die Frau an. Für ihn ist das kein Fall Vita. Jesus kennt überhaupt keine Fälle. Er sieht ihren Hunger nach Leben. Er sieht ihren Durst nach Liebe. Er sieht ihre unvorstellbare Gier. Jesus sieht dich so, wie du bist. Aber in diesem Sehen übersieht er die Sünde nicht. Mach dir nichts vor: Jesus ist nicht tolerant. Er konzidiert keinen Seitensprung und verzeiht kein Fremdgehen. Der Spruch „Alles verstehen heißt alles verzeihen“ stammt aus der Mottenkiste. Kavaliersdelikte sind Sünden vor Gott.

Jesus ist nicht tolerant und nicht liberal. Er bereitet nicht die Strafrechtsreform von 1969 vor, wo der Ehebruchsparagraph 172 ersatzlos gestrichen wurde. Auch wenn du heute so viel anderes hörst, höre: Ehe ist für Jesus keine Nomadenexistenz, wo man ein Zelt aufschlägt und dann unverantwortlich weiterzigeunert. Ehe ist für Jesus keine Bienenexistenz, wo man von Blüte zu Blüte fliegt und das Süße saugt. Ehe ist erst recht kein Taubenschlag. Ehe ist nicht vorher auszuprobieren. Sie wird eingegangen, lebenslänglich. Die Gebote Gottes sind in Geltung, von A bis Z. Ja, „wer eine Frau ansieht, ihrer zu begehren, der hat mit ihr die Ehe gebrochen.“ Jesus ist weder tolerant noch liberal – aber er ist barmherzig. Obwohl er die Sünde der Frau sieht, fällt er das Urteil: Ich verdamme dich nicht! Ein todsicheres Urteil wird zur Begnadigung.

Lieber Freund, das ist Evangelium. Wenn du es bisher als Trostpflaster für dein Wehwehchen verstanden hast, musst du jetzt aufwachen. Evangelium ist Freispruch trotz Schuld, Begnadigung trotz Sünde. Jesus selbst nimmt den Platz vor der Schranke ein: Zum Aufruf kommt der Fall Jesus von Nazareth. Schweigend lässt er den Prozess über sich ergehen. Sein Todesurteil wird nicht aufgehoben. Am Kreuz stirbt er den Verbrechertod: „Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten.“ Friede für Frau Vita, Friede auch für dich. Und wenn sie mit den Fingern auf dich zeigen, und wenn sie dich in Grund und Boden hinein verdammen, und wenn sie dich anspucken: Jesus spricht dich frei.

Diesem Urteil folgt keine Begründung, weil unser Herr grundlos barmherzig ist, eine Mahnung ist angefügt: „Geh, aber sündige hinfert nicht mehr!“ Das ist also ein Freispruch mit Bewährung. Die Sache ist mit dem Prozessende nicht vom Tisch. Frau Vita kann nicht beschwingt den Tempelberg hinuntertänzeln, sich den nächsten Freund anlachen und das dolce vita von neuem beginnen. Jesus befreit zu einem Leben mit ihm. Diese Geschichte hat also eine Fortsetzung. Und diese Fortsetzung wird vom Leben dieser Frau geschrieben, das nicht in Beliebigkeit, sondern in die Verbindlichkeit hineingestellt ist. Sie soll die Knie

beugen und täglich ihrem Herrn danken. Sie soll sich auf die Füße machen und Anschluss an eine Gemeinde suchen. Sie soll die Augen öffnen und die entsetzliche Not der Welt in den Blick bekommen. Sie soll die Hände auf tun und zupacken, wo Hilfe not tut. Und dabei wird sie merken, dass ihr dies alles ein nova vita, ein neues Leben bringen wird.

Geh, sündige hinfort nicht mehr! Diese Mahnung klingt nach. Heute erreicht sie dein Ohr. Geh, auch wenn du dir das nicht vorstellen kannst. Geh, auch wenn du Angst vor dem Rückfall hast. Geh, auch wenn deine alten Kumpels dich warnen. Geh, auch wenn Hände und Füße völlig ungeübt sind. Geh in ein Leben mit Jesus. Ich kenne niemand, der dieses Gehen bisher bereut hat.

DAS BRINGT'S!

Von Weihnachten her:

XXXIII.

Geh an die richtige Straße.

Über den Straßen baumeln die Lichtgirlanden. An Plätzen wehen die Tannenwedel. Im Kaufhaus drängen sich tütschwenkende Massen. Zwischendrin sind auch wir eingekeilt und schnappen nach preisgünstigem Gruscht. Die Zeit im Advent verrinnt. Die Spannung vor dem Fest wächst. Die Ungeduld mit den Zeitgenossen macht sich breit. Endlich kommt Weihnachten: Das wird es sein! Das muss es sein! Jetzt kommt es echt! Aber außer echtem Firlefanz kommt echt nichts. Enttäuscht pusten wir die Kerzen aus. Soll sich ärgern, wer will. Das war wieder ein Schlag ins Wasser.

Wer an der falschen Straße steht, blickt nichts. Diese Erfahrung müssen wir nicht immer machen. Deshalb gibt die Bibel bekannt: Sie stehen am falschen Platz, wenn Sie sich nur irgendwo platzieren. Der Gast nimmt einen andern Weg, weil er sich die Route nicht vorschreiben lässt. Gehen Sie an die richtige Straße! Genau die aber ist näher bezeichnet, nämlich die B1 nach Bethphage, dann die B2 nach Jerusalem und schließlich die B3 zum Ölberg; sicher keine Fahrspur für Vierzylinder mit 200 PS, sondern mehr Kriechspur für Vierhaxer mit 1 Ps, aber eben doch die Laufspur unseres ankommenden Herrn. Wer dort steht, blickt's, wenn auch mit einigen faustdicken Überraschungen.

An der B1 nach Bethphage gibt's nämlich herben Schmerz. Jüdische Bauersleute wohnen dort, die mit nordamerikanischen Großfarmern oder südafrikanischen Plantagenbesitzern so wenig zu tun haben wie der Adventskranz mit Sommerferien.

Ihr Hof ist ein Einzimmerappartement in Lehmbauweise, wo der einzige Raum als Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche und Stall zugleich dient, also eine Wohnwaschküche mit Tierzuchthaltung. In Bethphage, zu deutsch: Feigenhausen, blitzt die Armut aus allen Fugen. Deshalb sind die Leutchen auch so mächtig stolz auf ihren reitbaren Untersatz. Sie haben es bis zum Esel gebracht. Morgens ist er Schlepper und trabt auf das Feld, mittags ist er Lkw und trittet zum Basar hinüber, und abends ist er Omnibus und schaukelt die Familie durch die Gegend. Dieses Allzweckvehikel ist ein unersetzliches Wertobjekt für diese Bauersleute.

Was Wunder, dass sie aus dem Lehmhäuschen kommen, als zwei unbekannte Typen sich am Halfter des Tieres zu schaffen machen: Warum bindet ihr das Füllen los, obwohl es noch gar nicht ausgewachsen ist? Warum bindet ihr das Füllen los, obwohl wir nur dieses einzige besitzen? Warum bindet ihr das Füllen los, obwohl dort drüben an Nachbars Feigenbaum auch eines grast? Warum bindet ihr ausgerechnet das Füllen los? Aber die Männer sagen nur: Der Herr bedarf's und damit ist die Sache gelaufen, bzw., das Füllen weggelaufen. Den Leutchen schmerzt das Herz, aber der Schmerz kann ihren Glauben nicht kratzen: Sein Bedarf geht über unser Bedürfnis.

Nun weiß ich auch, dass bei uns keine Essfeigen gesammelt, sondern nur Ohrfeigen verteilt werden. Feigenhausen und Zuffenhausen liegen meilenweit auseinander. Trotzdem führt diese B1 auch durch unsere Landschaft. Eltern beispielsweise sind mächtig stolz auf ihr Söhnchen oder ihr Töchterlein. Sie haben es bis zu diesem Esel gebracht. Morgens ist er Schüler trabt in die Penne, mittags ist er Handlager und tritt zum Einkaufen, und abends ist er Chauffeur und schaukelt die Familie zur Oma. Der Allzwecksprössling ist ein unersetzliches Wertobjekt für diese Eheleute. Was Wunder, dass sie an die Decke gehen, wenn jemand diese Jugend für den nebenamtlichen oder hauptamtlichen Dienst Jesu einspannen will. Warum bindet ihr den Jungen, obwohl er noch gar nicht ganz ausgewachsen ist? Warum bindet ihr das Mädchen, obwohl wir nur dieses einzige besitzen? Warum bindet ihr den Studenten, obwohl die Uni mit anderen überfüllt ist? Warum bindet ihr ausgerechnet den?

Die Bibel sagt: Der Herr bedarf's. Der Herr braucht's. Der Herr will mit euch in die Welt hinein. Ihn tragen, ihm dienen, ihm gehören, das ist keine Eselei, sondern Sinnerfüllung.

Manchen schmerzt dabei das Herz, wenn Abende im Bibelkreis, wenn Sonntage im Gottesdienst, wenn Ferien auf Freizeiten, oder wenn ein ganzes Leben auf Missionsstationen verbracht werden, aber dieser Schmerz darf doch den Glauben nicht kratzen: Sein Bedarf geht über unser Bedürfnis.

An der B2 nach Jerusalem gibt's bittere Enttäuschung. Jüdische Festpilger stehen dort, die aus dem Staunen nicht herauskommen. Eine Reisegruppe aus Kanaa weiß zu berichten, dass dieser kommende Jesus einer ganzen Hochzeitsgesellschaft aus der Patsche geholfen habe. Er könne pures Wasser in reinen Riesling oder besten Trollinger verwandeln.

Andere aus Tiberias erzählen immer wieder, dass dieser Wundermann 5000, jawohl, 5000 gestandene Leute vor dem Hungertod in der Wüste bewahrt habe. Er könne mit einer Sardinenbüchse und einem Ranken Brot leere Mägen randvoll füllen.

Und dann tauchen noch die Bethanier mit brandaktuellen News auf, dass dieser Superus das Grab eines Lazarus ausgeräumt habe.

Er könne einen Leichnam wieder auf die Beine stellen. Das ist der Hammer. Wenn einer nicht nur den Durst stillt, wenn einer sogar den Tod im Griff hat, dann ist er das Ass, dann gehört ihm alle Ehre, dann muss er wie ein König empfangen werden. Alte schnaufen Richtung Tor und winken mit den Händen. Junge rupfen Bäume und wedeln mit den Zweigen. Einer stimmt den alten Messiaslied an, und die andern fallen mit ein: „Hosianna, gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn.“

Und dann kommt er, aber nicht auf dem höchsten Kamel, nicht auf dem größten Streitwagen, nicht auf dem stärksten Araberpfers! Jesus kommt auf einem beschlagnahmten Esel. Das ist ungefähr so, wie wenn der amerikanische Präsident auf

einem Mofa käme oder der Kanzler auf dem Fahrrad. Hätte er doch eine Karosse benutzt, hätte er doch ein Schlachtross bestiegen, hätte er doch wenigstens sich von einigen Anhängern auf die Schultern nehmen lassen – aber auf dem Rücken eines Esels – wie ein schäbiger Feigenhändler! Das darf doch nicht wahr sein. Das kann doch nicht wahr sein. Das ist ein peinliches Missverständnis.

Die Festpilger erinnern sich nicht: „Siehe, dein König kommt auf einem Eselsrücken.“ Die Hosiannajubler verstehen nicht: „Selig sind die Sanftmütigen.“ Und wir kapieren nicht, dass hier endlich einer ist, der nicht imponieren will, sondern helfen.

Sich oben hinsetzen, wollen viele. Sich aufs hohe Ross schwingen, tun viele. Sich gerne beklatschen lassen, machen viele. Aber wir brauchen doch einen, der uns nicht als Stimmvieh verschleißt oder als Steigbügel verwendet oder gar als Kanonenfutter verbraucht. Wir brauchen doch einen, der uns wirklich sieht und der uns ehrlich liebt. Wir brauchen doch einen, der selbst dann noch zu uns steht, wenn es uns ganz dreckig geht. Deshalb kommt Jesus auf dem Armentier zu dir. Sicher kannst du dich dieses „Bettelkönigs“, wie Luther sagte, schämen, ihm sogar ins Gesicht spucken und noch eine Dornenkrone dazu flechten. Aber willst du dich nicht besser von Herzen mitfreuen, ihm die Hände entgegenstrecken und in die Bitte mit einstimmen: „Komm, o mein Heiland Jesu Christ, mein's Herzens Tür dir offen ist?“

An der B3 zum Ölberg gibt's giftigen Ärger. Jüdische Theologen stehen dort, die sich über diese Demo mächtig aufregen. Was gibt das für eine Lärmbelästigung, wenn Runde und Dürre den Schnabel aufreißen? Was gibt das für ein Baumsterben, wenn Barfüßler und Hochgestöckelte die Palmbäume plündern? Was gibt das für eine Umweltverschmutzung, wenn Langhaarige und Ungewaschene ihre Jeansjacken durch die Luft schmeißen? Wir müssen doch nicht auch noch Krach machen, sondern für Verkehrsberuhigung sorgen! Wir müssen doch nicht auch noch brüllen, sondern den Dezibel-Pegel senken. Wir müssen doch nicht aufregen, sondern beruhigen. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Den Pfarrern platzt vor Wut das Beffchen.

Und Jesus sagt: Wenn ihr denen den Mund verbietet, dann gebiete ich's den Pflastersteinen: der adventliche Jubelruf darf nicht verstummen. Dort also läuft die B3, wo Leute den Mund nicht mehr halten können über dem Schrei: Er kommt! Dort also stehst du richtig, wo Leute das Signal weitergeben: Er kommt! Dort ist die wahre Friedensdemo im Gange, wo Leute für Jesus marschieren: Er kommt!

Und wenn weitere Christenverfolgungen in Äthiopien kommen: Er kommt!

Und wenn schlimmere Rassenkrawalle in Südafrika kommen: Er kommt! Und wenn grausamere Nachrüstungen in Europa kommen: Er kommt! Und wenn tiefere Niederschläge in meinem persönlichen Leben kommen: Er kommt!

Er kommt bestimmt! Sein Advent findet statt. Deshalb stehe nicht am falschen Platz. Jesus nimmt die B1 bis 3. Auch wenn es Schmerz, Enttäuschung und Ärger gibt, komm mit an die richtige Straße!

XXXIV.

Wer hat Hausrecht in meinem der Lebenshaus?

Ein Wort ging mir durch Mark und Pfennig: Nein! Da bitten zwei: Bitte, lasst mich rein!
Und die rufen: Nein! Da betteln zwei: Bitte, lasst mich rein! Und die schreien: Nein!

Warum rufen sie das? Warum schreien sie das? Warum eigentlich?

Ich muss es euch erklären.

Geht mit mir in das Heilige Land. Im südlichen Teil, unten in den judäischen Bergen liegt Bethlehem, ein ganz kleines Kaff. Und dort gleich am Ortseingang, hinter einem großen Feigenbaum steht das kleine Gasthaus. Natürlich ist das kein rausgeputztes Nobelhotel, sondern eine aufgemotzte Landkneipe. Oben hängt das Schild: Zum goldenen Ochsen. Unten hängen ein paar Ringe zum Pferdeanbinden und hinten sind die vereinigten Hüttenwerke angehängt. Innen gibt es eine verrauchte Wirtsstube, drei verdreckte Gastzimmer und 12 Betten. Die aber sind rammelvoll. Schon am Vorabend kam eine fünfköpfige Familie mit Oma, Hund und Katz.

„Nehmen Sie Zimmer 1“, sagte der Wirt. „Schieben Sie die Betten zusammen, und legen Sie sich quer, dann reicht's schon.“ Als Mann vom Fach wusste er wohl, dass bei solchen Volkszählungen und Steuererhebungen eine Katastrophe kaum zu vermeiden ist.

Dann ging's auch am anderen Morgen richtig los. Ein Fuhrwerk mit allen Maiers von Jerusalem drauf ratterte in den Hof. „Nehmen Sie Zimmer 2“, sagte der Wirt. „Sieben auf, sieben unter und sieben neben den Betten. Alles o. k.! Platz ist in der kleinsten Hütte.“

Um die Mittagszeit sorgte dann eine ganze Karawane mit allen Müllers aus Kapernaum für eine nicht geringe Aufregung. Aber der Wirt blieb cool: „Nehmen Sie Zimmer 3. Belegen Sie Tische, Schränke, Fenstersims und Türschwellen. Der Rest von elf kommt noch in Zimmer 1.“

Dann war der „Goldene Ochse“ dicht. Die Wände kippten beinahe aus dem Winkel. Hoffentlich lupft's nicht das Dach. Unser Wirt knotete das Schild ans Tor: „Kein Zimmer frei! Jeder Zentimeter besetzt!“

Aber kaum lehnte er wieder hinterm Schanktisch, da flöteten noch zwei auf dem Esel: „Bitte, lasst uns rein!“ „Nein!“ rief der Wirt, „die Bude ist voll!“

„Nein!“ schrien die gepressten Leute: „Die Kneipe platzt aus den Nähten.“

„Nein!“ tönte das ganze Haus im Chor: „Andere Herrschaften haben das Haus besetzt.“

So war das nicht nur im dortigen Gasthaus, so ist das auch in unserem Lebenshaus. Andere Herrschaften haben das Haus besetzt. Da ist die Herrschaft der Angst. Vielköpfig zieht sie bei uns ein. Angst vor dem Krieg. Angst vor der Atombombe. Angst vor dem Giftgas. Da ist die Herrschaft der Sorge. Viele Winkel hat sie belegt. Sorge um das kranke Kind. Sorge um die alte Großmutter. Sorge um die eigene Gesundheit. Da ist die

Herrschaft des Schmerzes. Schmerz über den Tod des Vaters. Schmerz über die kaputte Familie. Schmerz über den ausgezogenen Sohn. Und dann sind es noch andere Herrschaften, ganz miese Typen, die unter dem Sammelbegriff Sünde sich bei uns einnisten. Nein, unser Lebenshaus ist dicht.

Aber Jesus sagt: Bitte, lasst mich rein! Mit diesen Herrschaften werdet ihr nicht glücklich! Ich will bei euch wohnen!

Was sollen wir tun?

Es gibt nur eine Möglichkeit, Freunde. Ihm die Türe aufmachen. Ihn freundlichst hereinbitten. Ihm deutlich sagen: Herr, mach du dir selber Platz! Genau das will er tun. Wo er zur Tür hereinkommt, da geht die Sünde durchs Fenster. Wo er sich einquartiert, haben alle anderen Herrschaften kein Hausrecht mehr. Wo er ist, wird's fröhlich.

Bei dir muss es auch fröhlich werden, deshalb rufe nicht: Nein!, sondern sage, bitte, bettle: Ja! „Süßer Immanuel, werde auch in mir nun geboren, komm doch, mein Heiland, denn ohne dich bin ich verloren.“

XXXV.

Sie kamen eilend.

Sie kamen eilend. Sie liefen keuchend. Sie hatten's pressant, die Hirten von der Gemarkung Bethlehem. Warum auf einmal diese Eile. Normalerweise schliefen sie auf ihren Fellen. Üblicherweise lehnten sie auf ihren Stöcken. Gewohnter Weise schlenderten sie um ihre Pferche. Warum auf einmal diese Hetze? Christabend ist Feierabend. Warum auf einmal dieser Stress? Wenn ich damals Pastor gewesen wäre, zu deutsch Hirte, der nach seinen Schäflein schaut, dann hätte ich diesen Kollegen ins Gewissen geredet: „Habt ihr denn kein Zeitgefühl? Nachts rast man nicht durch die Gegend. Hirten sind keine Roboter. Wer den ganzen Tag auf den Beinen ist, legt sich bei Nacht aufs Ohr. Es geht nicht an, durch ständiges Pressieren seinen Körper zu ruinieren. Keiner will doch einen Herzinfarkt. Denkt an eure Gesundheit!“

Aber die Hirten kamen eilend. Dann hätte ich weiter argumentiert: „Habt ihr denn kein Pflichtgefühl? Nachts haut man nicht einfach ab. Hirten sind keine Unternehmer. Wer zur Nachtschicht eingeteilt ist, kann nicht auf die Schnelle ein paar Freistunden einschieben. Es geht nicht an, durch unerlaubte Entfernung vom Arbeitsplatz seine Präsenzpflcht zu versäumen. Keiner will doch seine Entlassungspapiere. Denkt an eure Pflicht!“

Aber die Hirten kamen eilend. Schließlich hätte ich meine letzte Stichkarte gezogen und gesagt: „Habt ihr denn kein Anstandsgefühl? Nachts macht man keinen Geburtstagsbesuch. Hirten sind keine Stoffel. Wer nicht am Spätvormittag oder Spätnachmittag aufkreuzen kann, schickt einen Blumenstrauß. Ein Hirtenbub kann wohl einmal Fleurop spielen. Es geht nicht an, durch nächtliche Überfälle eine Wöchnerin zu belästigen. Keiner will doch eine Nachtruhestörung. Denkt an euren Anstand!“

Aber sie kamen eilend. Sie liefen keuchend. Sie hatten es eilig. Was ist der eigentliche Grund dafür? – Die Antwort ist einfach: Angst, pure Angst. Aus Angst konnten sie keinen Schlaf finden. Aus Angst ließen sie die Tiere im Stich. Aus Angst platzten sie mitten in den Stall hinein. Bitte, das war nicht die Angst vor der Nacht. Die Nacht war in dieser Jahreszeit immer finster. Es war nicht die Angst vor dem Licht. Hirten waren Wetterleuchten gewohnt. Es war nicht die Angst vor dem Wolf. Mit Raubtieren machten sie kurzen Prozess.

Hirten hatten Angst vor anderen. Menschen machten ihnen zu schaffen. Die Heilande der Welt jagten ihnen den Schrecken ein. Wohl war auf jeder Münze in ihrer Felltasche eingepägt: „Augustus, Wohltäter und Erlöser!“ Wohl war auf jeder Siegestsäule in den Städten eingemeißelt: „Augustus, Preis dem Weltheiland, dem Gott auf Erden!“ Wohl war es bis auf die entlegensten Fluren gedrungen: „Augustus, der ewige Friedenskaiser!“

Aber die Wirklichkeit im Dorfleben sah anders aus. Weil der Kaiser Geld für seine Kriege brauchte, deshalb, und so ist es in einer alten Urkunde nachzulesen: „waren Plätze und Straßen von Herden und Familien verstopft, überall hörte man das Schreien derer, die mit Folter und Stockschlägen verhört wurden. Man spielte die Söhne gegen die Väter aus

und presste die treuen Sklaven zu Aussagen gegen ihre Herren, die Frauen gegen ihre Männer. Es gab keine Rücksicht auf Alter und Gesundheitszustand, selbst Kranke wurden herbeigeschleppt und abgezählt.“

So sind sie bis heute alle geblieben, diese Großen der Welt, die Heil proklamieren und Unheil produzieren. So sitzen sie alle an den Schalthebeln der Macht, diese Mächtigen der Welt, die Frieden verkündigen und sich mit Kriegen versündigen. So jagen sie uns den Schrecken ein, diese Heilande von satanischer Hartherzigkeit.

Und die Hirten entdeckten den Heiland von göttlicher Leutseligkeit. Ein Sohn des Gottes, der nicht weinselig wie Zeus nur mit seinen Getreuen auf dem Olymp bechert, ein Sohn des Gottes, der nicht saumselig wie Buddha nur auf seinem Thron vor sich hinstarrt, ein Sohn des Gottes, der nicht armselig wie Allah nur auf die Einhaltung seiner Gesetze bedacht ist. Nein, ein Sohn des Gottes, der leutselig auf die Erde drängt. Engel und Heerscharen sind ihm nicht genug. Weil er unter die Leute will, deshalb vertauscht er seinen noblen Hofstaat mit der primitiven Bettstatt einer Karawanserei. Weil er nicht standesgemäß denkt, deshalb fürchtet er sich auch nicht vor schlechter Gesellschaft. Weil er Philantrop und nicht Misanthrop, weil er Menschenfreund und nicht Menschenhasser ist, deshalb zieht es ihn in unsere Nähe.

Jeder soll seine Freundlichkeit sehen, auch der, der so viel Unfreundlichkeit erlebt. Jeder soll seine Leutseligkeit spüren können, auch der, der an der Gottesferne leidet. Jeder soll seine Herzlichkeit erfahren können, auch der, der in unserer Eiszeit der Herzen friert. Also endlich ein Wohltäter, der wohl und nicht wehe tut. Endlich ein Friedensbringer, der Friede und keinen Streit bringt. Endlich ein Heiland, der heilt und keine neuen Wunden schlägt. Bei ihm bin ich keine Nummer und kein Rädchen. Er degradiert mich nicht zum Kanonenfutter oder Konsumenten. Menschenmaterial und Menschenmasse sind Fremdworte im Reiche Gottes. Er kennt nur Geschöpfe, Kinder, unvertauschbare Persönlichkeiten, denen er mitten in ihre Angst hinein persönlich zusagt: Euch ist heute der Heiland geboren. Euch ist heute der Retter geboren. Euch ist heute der Herr geboren, der stärker ist als alle Augustusse, alle!

Hätten die Hirten warten und Feuer machen sollen? Hätten die Hirten abwarten und Tee trinken sollen? Hätten die Hirten aufwarten und mit Lammkeule und Kräuterschnaps feiern sollen?

Wer Jesus entdeckt, wird sich nicht mit allen Köstlichkeiten zudecken. Wer Christus ausmacht, wird sich nicht mit allerlei Plunder abmachen. Wer dieses Licht sieht, bleibt nicht unter dem Lichterbaum sitzen. Christ, der Retter ist da! Deshalb: den Hirten nach, heraus aus der Angst, hinüber zum Stall, hinein zum Kind, eilend!

Von Passion, Ostern und Pfingsten her:

XXXVI.

Ich schäme mich.

Eine große Menschenmenge drängt sich neugierig um drei aufgerichtete Kreuze. Drei Verbrecher sollen hingerichtet werden, und jeder in der Stadt weiß, um wen es sich handelt. Einer von ihnen ist Jesus von Nazareth, der „Judenkönig.“ In Scharen strömen die Menschen dem Hügel Golgatha zu. Der Bürgermeister, der Stadtdirektor, der ganze Stadtrat gibt sich ein Stelldichein. Auch geladene Gäste sind dabei: der Direktor der Stadtwerke, der Chef der Brauerei, der Pfarrer, der Vorsitzende des CVJM, die Leiterin des Frauendienstes, der erste Vorturner, der Leiter der Deutschen Bank, zwei Staatsminister und wahrscheinlich noch mehr. Aber die kann ich im Augenblick nicht sehen.

Jetzt geht ein Geraune durch die Menge, die eine breite Gasse bildet. Und durch diese Gasse kommt er. Ich sehe ihn, und es versetzt mir einen Stich. Ich müsste jetzt hervortreten, müsste rufen: Das könnt ihr doch nicht machen! Ihr könnt doch nicht einen Mann umbringen, der so viel Gutes getan hat! Das ist doch Jesus, den ihr alle kennt!

Aber nichts geschieht. Ich bleibe ruhig da stehen, wo ich stehe, und sehe ihn immer näher kommen. Die Dornen drücken sich in seine Kopfhaut, Blut läuft ihm übers Gesicht.

Er ist fertig. Da nimmt ihm einer das Kreuz ab. Aha, der Simon aus der Bahnhofstraße. Na, der kann das ja auch, denn er ist kräftig. Doch ich fange an, mich zu schämen und an Simons Stelle zu wünschen. Hätte ich nicht...?

Sie gehen an dem Platz vorüber, an dem ich stehe. Er schaut zu mir herüber. Er hat mich gesehen. Jetzt weiß er, dass ich nichts für ihn getan habe; dass ich nur gekommen bin, um mir das Schauspiel anzusehen; dass ich nicht einmal einen Krug Wasser mitgebracht, dass ich ihn nicht begrüßt habe.

Vorbei. Zu spät. Er ist vorübergegangen, und alles nimmt seinen Lauf. Vorbei, denke ich. Er weiß nicht einmal, dass ich nicht mitgerufen habe: „Kreuzige ihn!“; dass ich immer für ihn war, aber zu einer kleinen Minderheit gehörte; dass ich ihn gern besucht hätte aber meine Angst, bei ihm gesehen zu werden, war größer.

„Und das Volk stand und sah zu“ (Lukas 23,35). Wenn Jesus von Nazareth heute in unserer Stadt gekreuzigt würde, es würde genauso sein. Würde das Volk nicht auch dort stehen und zusehen?

Es wird schon so sein: Die Christen heute sind keinen Deut besser als die Leute damals. Es ist beschämend. Aber es ist auch tröstlich. Denn gerade für solche Leute, für Leute wie Sie und mich, ist er gestorben.

„Herr, du hast vollbracht, was noch kein Mensch vor dir vollbracht hat. Deine Wunden sind unser Heil. Wir wollen dir danken, indem wir uns nicht schämen, zu dir zu gehören. Amen.“

XXXVII.

Hier scheiden sich die Geister.

Was ist vollbracht? Jesus ist umgebracht. Der Unschuldige ist tot, die Schuldigen sind frei und ledig. Aber Hand auf's Herz, geht uns das noch an die Nieren? Ist dieser Anblick nicht nur ein Ausschnitt aus unserer Welt?

Das Kreuzigungsbild ist modern. Die einen sagen: Das ist der Judenkönig? Das ist das Zeichen des Sieges? Dass wir nicht lachen!

Wir haben eine Sichel auf der Fahne! Wir haben einen Halbmond auf der Fahne! Wir haben Sterne auf der Fahne. Und ihr? Wirklich ein Kreuz, ein Schandpfahl, ein Exekutionsinstrument?

Die anderen würfeln. Sie spielen um das große Los. Ob es der lederne Würfelbecher in der Hand römischer Soldaten ist, oder ob es der Tippschein in der Brieftasche unserer Zeitgenossen ist: immer geht es um den großen Schnitt, der dies Leben mit einem Schlag verändern könnte.

Die dritte Gruppe hat Mitleid. Sie gibt ihm einen Essigschwamm, ein kleines Opfer, eine Ehrenbezeugung, ein paar Krokodilstränen, mehr nicht.

Trotzdem: Auch wenn es um einen Ausschnitt aus unserer Welt geht, so geht es doch um einen Abschnitt in der göttlichen Welt.

Auch wenn es für uns den Anschein der Alltäglichkeit gewinnt, so ist es doch für Gott eine Tat der Einmaligkeit.

Hier stirbt nicht irgendeiner, sondern ein gewisser. Hier verblutet nicht eines Menschen Sohn, sondern Gottes Sohn, Jesus Christus, der Welt Heiland.

Wohl ist er umgebracht, aber nicht erledigt.

Das Kreuz wurde zum Höhepunkt, aber nicht zum Schlusspunkt. An ihm scheiden sich die Geister.

An ihm muss sich jeder Geist entscheiden. Auch du!

XXXVIII.

Nun aber . . .

In diesen zwei Wörtlein liegt Ostern versteckt; nicht im Osternest, nicht im Osterei, nicht im Osterhasen, sondern im Wort.

Nun aber: In diesen zwei Wörtlein blüht Ostern auf; nicht im Tulpenbeet, nicht im Magnolienbaum, nicht im Forsythienstrauch, sondern im Wort.

Nun aber: In diesen zwei Wörtlein wird Ostern unverwechselbar, nicht im Frühlingsanfang, nicht im Naturerwachen, nicht im Vogelgezwitscher, sondern im Wort.

»Nun aber« ist positiv geladen, prall gefüllt, überschäumend vor Freude und Hoffnung. »Nun aber« macht Ostern zu Ostern. Achten wir einmal auf diese zwei Vokabeln in unserem Sprachgebrauch. Ein Abiturient sagt etwa: Bei mir lief's alles andere als optimal. In Deutsch hatte ich auf Franz Kafka getippt, dann aber musste ich über Faust II schreiben.

In Mathematik rechnete ich mit Stoff aus Analysis, dann aber ging's um lineare Algebra. Die Lage war aussichtslos. Nun aber ist's geschafft. Nun aber bin ich aus dem Schneider. Nun aber schimpfe ich mich hochschulreif. Was für ein Glück!

Oder ein Patient sagt: Bei mir stand's auf des Messers Schneide. Nach der Operation lag ich wie gelähmt im Bett. Die Ärzte machten todernste Gesichter. Sicher wucherte das Geschwür weiter. Die Lage war hoffnungslos. Nun aber ist's raus. Nun aber ist das Untersuchungsergebnis negativ. Nun aber bin ich auf dem Weg der Besserung. Was für ein Jubel!

Oder ein Student sagt: Bei mir sah es mehr als düster aus. 80 Leute bewarben sich um die eine Stelle. Nur Topleute konnten sich eine Chance ausrechnen. Für Durchschnittsexamen gab es keinen Vertrag. Die Lage war trostlos. Nun aber ist's gelungen. Nun aber habe ich einen Job. Nun aber bin ich ein gemachter Mann. Was für eine Freude.

So ähnlich sagt es der Apostel: Bei uns war es rabenschwarz. Der Hauptmann hatte das Hinrichtungskommando gegeben. Die Jünger saßen in panischer Angst hinter verrammelten Türen. Der Juden König verendete am Schandpfahl wie ein Tier. Fast wohlthuend legte eine Sonnenfinsternis ihr Dunkel wie ein Leichentuch über das grausame Geschehen. Die Lage war aussichtslos, hoffnungslos, trostlos. Nun aber ist Christus auferstanden. Nun aber ist der Siegelack ab. Nun aber haben die Objektschützer das Weite gesucht. Nun aber ist das Grab leer. Was für ein Fest!

Diese zwei unscheinbaren Wörtlein trennen Räume: vorher Dunkelheit, nachher Helligkeit. Diese kleinen Wörtlein trennen Zeiten: vorher Sterblichkeit, nachher Ewigkeit. Diese zwei unbedeutenden Wörtlein trennen Welten: vorher Vergänglichkeit, nachher Herrlichkeit. Kein Wunder, dass sie in der alten Kirche das Ostergelächter angestimmt haben. Kein Wunder, dass sie in der orthodoxen Kirche einander zurufen: Christos

woskresse! Woistinu woskresse! (Christus ist auferstanden. Er ist wahrhaftig auferstanden).

XXXIX.

Anblasen.

Jeder von uns hat schon einmal Feuer gemacht. Nicht wie jene Schwarzwälder, von denen erzählt wird, dass sie gerne ihre Häuser von der Feuerversicherung bezahlen lassen. Deshalb steigen sie beim Aufzug eines Donnerwetters aufs Dach ihrer alten Häuser. Der Sohn schaut durch die Luke, der Vater hantiert mit dem Feuerzeug. Und wenn ein Blitz über den Himmel fährt, dann ruft der Filius: „Papa, zünd an, s'hot blitzt!“

Wir haben doch schon Feuer zum Würstebraten gemacht. Man hat es angesteckt, und zuerst brannte es auch lichterloh. Dann aber wurde die Flamme kleiner und kleiner. Rauch vernebelte die ganze Gegend. Nur noch etwas Glut war in der Asche. Wie konnte es wieder entfacht werden?

Der eine warf prügelweise Holz drauf, mit dem Erfolg, dass auch die Glut immer weniger wurde.

Der andere stocherte drin herum, mit dem Ergebnis, dass man vor lauter Rauch nichts mehr sehen konnte. Der dritte sprach dem Feuer gut zu: „Nun, liebes Flämmchen, nun züngle mal schön. Lodere, flackere, zeige, was du kannst!“ Aber das Ding dachte nicht daran und erlosch vollständig.

Erst als einer hintrat und ganz sachte hineinblies, da schlugen die Flammen heraus, die größer und größer wurden und ein mächtiges Feuer machten.

Jesus hat bei einigen von uns Feuer gemacht. Es hat damals auf der Freizeit oder beim Jugendgottesdienst oder in einem Gespräch gefunkt. Man "war Feuer und Flamme für Jesus. Und dann wurde die Flamme kleiner und kleiner. Zum Beten keine Zeit mehr, zum Bibellesen keine Lust mehr, zum Gottesdienst keinen Bock mehr. Wenn uns einer darauf anspricht, geben wir nebelhafte Auskünfte. Nur noch etwas Glut ist unter der Asche. Kann dies neu entfacht werden? Die einen legen dir prügelweise auf, was du jetzt tun sollst. Fahr zum Kirchentag! Geh nach Taize! Heul dich aus!

Die andern stochern in deinem Innenleben herum und wollen alles analysieren.

Die dritten reden dir gut zu. Nun liebes Freundchen, rei dich mal am Riemen! Pack dich am Schlips! Zeige, dass du ein Mann bist! Aber es klappt nicht. Bei wie vielen unter uns ist der Glaube am Erlöschen?

Deshalb kommt Jesus in unsere Mitte. Als der Herr ist er dort, wo man seinen Namen ausspricht. Er kommt zu jedem, der nicht mehr glauben kann oder noch gar nie glauben konnte. Dann bläst er „Nimm hin den Heiligen Geist!“ Nimm hin meine Kraft! Nimm hin meine Energie! Nur das funkt. Nur das zündet. Nur das schafft lodernden Glauben, wenn er es schafft.

Jesus bläst nichts aus. Er bläst das Feuer an.

XL.

Narkotisiert oder inspiriert?

Der Zeitgeist narkotisiert. Du wirst müde. Du schaffst ab. Du gehst voll weg. Du lebst noch, aber dein Denken ist ausgeschaltet. Ob es einen Gott gibt oder man Gebete braucht, spielt für dich keine Rolle, weil dein Denken ausgeschaltet ist. Du lebst noch, aber dein Handeln ist abgeschaltet. Ob sie dich auf die Popwelle setzen oder auf die Haschreise schicken, ist dir völlig gleichgültig, weil dein Handeln abgeschaltet ist. Du lebst noch, aber dein Fühlen ist gleich Null. Ob sie dir die Ehre und den Glauben abschneiden, macht nichts, weil dein Fühlen auf Null ist.

Du lebst noch, aber du wirst gelebt. Doch, der Zeitgeist narkotisiert.

Aber der Heilige Geist inspiriert. Du wachst auf. Du wirst munter. Du bist voll da. Du lebst, und dein Denken ist eingeschaltet – wie beim Psalmisten, der sagte: „Ich denke über dein Gesetz Tag und Nacht nach.“ Du lebst und dein Handeln ist angeschaltet wie beim Apostel, der meinte: „Lasset uns Gutes tun und nicht müde werden.“ Dein Fühlen ist stark. Du lebst und wirst nicht gelebt. Doch, der Heilige Geist inspiriert. Deshalb bete mit: Komm, Heiliger Geist!